

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]



Gott zum Gruß!

Den Gruß an seine Leser schreibt der Bletter, wenn der Frühling ins Land gekommen ist, wenn man wieder voll froher Hoffnung der Zukunft entgegenzieht. In dieser schönen Zeit, wo die Natur sich verjüngt, wo alles grünt und blüht und die kleinen Sänger in Wald und Feld ihr Lied erschallen lassen, vergißt sich manches Unge- mach, das uns der Winter gebracht.

Das sprossende Grün der Felder und Wiesen erinnert uns alljährlich daran, wie die Allmacht Gottes aufs neue für uns sorgt.

Aber der Mensch muß auch seine Schuldigkeit tun, er muß sich regen und wehren, und mit dem, was er erschafft, häuslicherisch umgehen, daß er auch in den Zeiten der Not etwas hat.

„Spar in der Zeit, so hast du in der Not!“ ist ein altes Sprichwort. Gar manche wollen aber heutzutage vom Sparen nicht mehr viel wissen und meinen, es sei doch nicht der Mühe wert; wenn

man im Tag auch ein paar Pfennige sparen könne, damit sieh sich doch nichts anfangen. Ja, wenn man einmal so und so viel Tausend in der Lot- terie gewinnen könnte, dann — ja dann!? — Aber der Schick will halt nicht kommen.

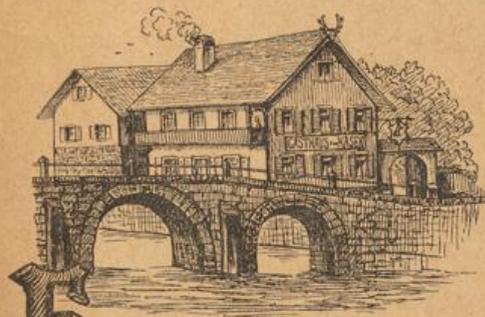
Lauf in Dorf und Stadt die Straßen auf und ab und frage nach einem, der durch die Lotterie zu etwas gekommen ist, du wirst Tage und Wochen suchen können und keinen finden. Frage aber den ersten besten, wie er zu seinem Hause oder Häus- chen gekommen ist, zu dem Garten, dem Acker und der Wiese; er wird dir sagen, ich habe mir etwas erspart und das diente zur Anzahlung, den Rest hoffe ich im Verlauf der Zeit abzuführen.

Der Bletter zählt viele zu seinen Freunden, die es so gemacht haben, und weiß auch, daß sie sich gut dabei befinden und stets in froher Hoffnung dem neuen Jahre entgegensehen. Wollt ihr andere es nicht auch einmal probieren? Es wäre schon der Mühe wert, und daß es noch keiner bereut hat, dürft ihr glauben. Der Beginn eines neuen Jah- res ist zu guten Vorsätzen eine geeignete Zeit.

■ ■ ■

Die vier Hasen.

Von Chr. Schömperlen.



Etwas draußen vor der Stadt an der Landstraße, wo die Brücke über den Neckar führt, steht ein stattliches Wirtshaus. Es halten da nicht nur die Fuhrleute gerne an, son- dern auch die Stadtleute trinken gern ihre Schop- pen in dem seit vielen Jahren beliebten Wirtshaus, das den Schild führt: „Zum Hasen“.

Der Wirt, welcher hier schaltet und waltet, ist einer vom alten Schlag. Er setzt seinen Stolz darin, in seinem Keller einen ordentlichen Vorrat guten und reinen Wein zu haben. Den Sommer hindurch notiert er sich genau die sonnigen, war-

men Tage, denn er weiß, wie viel deren notwendig sind zum Gedeihen eines guten Tropfens. Wenn die nötige Zahl erreicht ist und der September die dicken Morgenebel bringt und mittags die alten Weiber sich sonnen können, dann geht der Hasen- wirt schmunzelnd auf die Sparkasse und sagt zum Kassierer: „So bis Mitte Oktober könnt Ihr Euch einrichten, daß ich mein Guthaben so nach und nach holen kann.“

Der Hasenwirt sorgt nämlich immer dafür, daß er im Herbst einen ordentlichen Brocken auf der Sparkasse sitzen hat.

Wenn der Sommer aber kalt und regnerisch ist und die Schwalben schon vor Maria Geburt fort- ziehen, da läßt der Hasenwirt sein Geld ruhig auf der Sparkasse liegen, denn „Surenis“, wie man den Wein von solchen Jahrgängen im badischen Oberland heißt, will er keinen im Keller haben, er ist ihm nicht einmal als Gefindewein gut genug, lieber sollten die Leute einen guten Apfelmost trinken.

Und wie der Hasenwirt seinen Weinkeller in gutem Stand hält, so sorgt die Frau Wirtin da- für, daß die Gäste einen guten Braten, und was sonst noch dazu gehört, aufgetischt bekommen. Ja,

es war nicht nur in der Stadt, sondern in der ganzen Umgegend bekannt, daß man im „Hasen“ etwas Gutes zu essen bekommt, die Portionen für einen ordentlichen Appetit berechnet und der Preis nicht zu teuer. „Man muß den Leuten für ihr Geld auch etwas geben,“ pflegte die Frau Wirtin zu sagen; „gut, genug und billig.“

Die „Aufwartung“ überwachte das Rätcherle, die Tochter des Hauses. Ob einer im Arbeitsittel kam und „geschwind ein Biertele zu zwanzig“ verlangte, er wurde gerade so willkommen geheißten, wie der im feinen Rock, welcher das Biertele zu dreißig Pfennig trank. Für solche war dann der Tisch gedeckt oder man schickte sie ins Nebenzimmer, wo ein runder Tisch und auch ein Kanapee stand. Es fand jeder Gast, ob Gering oder Bornehm, im „Hasen“ sein passendes Plätzchen.

Eine weitere wichtige Person in einem gut geführten Wirtshause ist der Johann, der Hausknecht. Auf den muß ein Verlaß sein, wenn man seine Pferde einstellen will; und der Johann im „Hasen“ war ein Hausknecht aus dem F. Kein Wunder, ist er doch im Hause aufgewachsen.

Kaum sechs Jahre alt, verlor er seinen Vater. Nun mußte die Mutter allein für den Unterhalt sorgen; sie wurde Waschfrau und kam häufig in den „Hasen“. Da sie eine brave und fleißige Frau war, durfte sie auch ihren Kleinen, den Jörgle, immer mitbringen, wenn sie im „Hasen“ im Taglohn war. Für das Essen, welches der Kleine bekam, tat er allerlei Handreichungen und zeigte sich willig und anständig. Nach des Tages Arbeit ging die Mutter mit ihrem Jörgle heim in ihr Stübchen.

Eines Abends, als die beiden wieder im „Hasen“ den Tag zugebracht hatten, sagte die Wirtin, die Anna, zu ihrem Mann: „Was meinst, Fritz, wenn wir täten den Jörgle und seine Mutter ganz zu uns nehmen. Zu schaffen hätt' ich für die Frau alle Tag und sie könnt' mir manches abnehmen. Den Jörgle aber haben alle gern und man kann ihn auch gut brauchen.“ Der Wirt befaß sich eine Weile, dann sagte er: „Könnt nicht übel sein. Die Arbeit wird immer mehr und Platz haben wir auch.“

Als am andern Tag die Wirtin der Frau Hurlig, wie sie hieß, den Vorschlag machte, war diese damit einverstanden und siedelte also mit ihrem Jörgle in den „Hasen“ über; sie bekam im Hinterhaus die große Stube zum Bewohnen.

Der Jörgle bekam nun, wenn er aus der Schule kam und seine Hausaufgaben gemacht hatte, seine regelmäßige Beschäftigung; er mußte die Messer putzen, später half er noch beim Schuhputzen. Diese Arbeiten verrichtete er pünktlich und mit gutem Willen. Als er aus der Schule entlassen wurde, kam er in die Obhut des Hausknechtes, der ihn lernte, mit den Pferden umzugehen und wie man die Herrschaften, die mit ihren Equipagen kamen, zu bewillkommen und zu verabschieden hat. Der Jörgle betrachtete den Hausknecht mit großem Respekt, wenn er sah und hörte, wie der Herr Baron von Pfirsich oder der Herr Forstmeister so freundlich mit ihm taten, weil er ihre Gänse so proper aus dem Stall zum Anschirren brachte. Jörgles einziger Wunsch war, auch einmal Hausknecht zu werden.

Als er zu den Soldaten kam, wurde er zur Reiterei genommen. Sein Lehrmeister, der Johann, war ihm zu einem Sparpfennig für diese Zeit behilflich gewesen. Von jedem Trinkgeld, das er bekam, tat er

in ein besonderes Beutelein für den Jörgle einen kleinen Teil. Als zehn Mark beisammen waren, legte er es auf der Sparkasse für ihn an, so daß er beim Einrücken zum Militär über vierhundert Mark beisammen hatte.

Der Jörgle aber hat diesen Sparpfennig nicht gebraucht. Bald nachdem er einexerziert war, kam er als Bursche zum Herrn Rittmeister und bald war er wegen seiner Anstelligkeit in der Familie beliebt. Als seine Dienstzeit zu Ende ging, wollte ihn der Herr Rittmeister behalten und stellte ihm in Aussicht, daß er eine Zivilversorgung bekäme. Die Köchin sprach ihm auch zu, daß er bleiben solle und meinte, die beste Zivilversorgung für ihn wäre, wenn er sie heiratete und sie irgendein Geschäft miteinander anfangen würden.

Es wäre am End auch etwas aus der Sache geworden, aber da kam eines Tages der Hasenwirt, brachte dem Jörgle einen schönen Gruß von seiner



Die „Aufwartung“ überwachte das Rätcherle, die Tochter des Hauses.

Mutter und wie sie sich freute, daß er bald heim komme. „Ja, aber was machen?“ fragte der Jörgle. „Kannst Hausknecht im „Hafen“ werden; der Johann will sich sonst versorgen und sagt, am besten wär's, wenn der Jörgle an seinen Platz käme,“ meinte der Hafenvirt. Da lachte der Jörgle mit dem ganzen Gesicht, und aus war's mit der Köchin und der Zivilversorgung; Hausknecht im „Hafen“, das war sein Ideal von Jugend auf. Und so nahm er nun den wichtigen Posten ein.

Die Fuhrleute, sowie auch die Herrschaften, die im „Hafen“ einfuhrten, sagten: Der junge Hans oder Johann — diesen Namen führte Jörgle nunmehr — kann's noch besser als sein Lehrmeister. Beim Militär und namentlich vom Herrn Rittmeister hatte er Schneidigkeit und größte Affektuosität gelernt und dem Kammerkätzchen, das heißt der Kammerjungfer der Frau Rittmeister, hatte der Johann das Scharvenzeln abgeguckt.

So war also im Gasthaus „Zum Hafen“ alles in bester Ordnung und jedermann glaubte, daß der „Hase“ für alle Zeit das erste und best besuchte Wirtshaus im Städtchen sei und auch bleiben werde.

Nur einer machte hiervon eine Ausnahme und dies war ein Metzgermeister, genannt der Hanskarle. Jahraus, jahrein lieferte er in den „Hafen“ das Fleisch und bekam alle Monat den recht ansehnlichen Betrag blank ausbezahlt. Anstatt daß nun der Hanskarle seine Freude an dieser guten Kundschaft gehabt hätte, so nidelte es ihn, daß der Hafenvirt ein reicher Mann geworden und jederzeit so flott auszahlen konnte. So eine Wirtschaft, meinte er, wäre doch noch besser als eine Metzgerei, eigentlich könnte man beide Geschäfte miteinander betreiben.

Dieser Gedanke ließ dem Hanskarle keine Ruhe mehr und er grübelte Tag und Nacht darüber nach, wie sich die Sache machen ließe.

Da starb sein nächster Nachbar, und wie er als Leidtragender mit andern vor dem Hause stand, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, da schaute er wie von ungefähr an dem Hause hinauf. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wenn dieses Haus noch mir gehörte, so könnte ich da eine Wirtschaft einrichten.“ Auf dem ganzen Wege nach dem Friedhof machte er Pläne. Die beiden

Häuser waren zusammengebaut, man durfte nur durchbrechen und ein paar Wände herausreißen, dann gäbe es ein famoseres Wirtschaftslokal und was alles dazu gehört. Als der Herr Pfarrer am Grabe „Amen“ sagte, schnunzelte der Hanskarle vergnügt über den eben ausgedachten Bauplan.

Als der Metzgermeister nach Hause kam, teilte er seiner Frau, der Fanny, mit, was er auf dem Gang nach dem Friedhof ausgeheckt hatte. Diese wollte aber nichts davon wissen und sagte: „Wir haben Arbeit genug und auch unser Auskommen, warum sollen wir uns noch mehr aufladen? Und dann würden wir auch unsern besten Kunden, den Hafenvirt, verlieren.“ — „Dies kommt alles doppelt und dreifach wieder herein, laß du mich nur machen!“ entgegnete Hanskarle. Er wollte gleich zu der Nachbarin gehen und ihr ein Gebot machen, aber die Fanny hatte mehr Zartgefühl und sagte: „Nur stach, morgen ist auch noch ein Tag!“

Als acht Tage um waren, wurde schon der Hanskauf protokolliert, und es wußte bereits die ganze Stadt von dem Plan des Hanskarle. Die Bauerei und die Einrichtung waren bald in Ordnung. Nun handelte es sich darum, welchen Namen die neue Wirtschaft erhalten solle.

Aber der Hanskarle war auch damit bald im reinen; er gab ihr den Namen: „Zum jungen Hase n“.

Als der Hafenvirt dies erfuhr, sagte er zu seiner Frau: „Jetzt ist's Zeit, daß wir uns um einen andern Metzger umsehen. Wegen der Wirtschaftseröffnung allein hätte ich dem Hanskarle die Kundschaft nicht entzogen, aber da er nun auch den gleichen Schild führt wie wir, so ist es klar, daß er uns gern Kundschaft wegnehmen möchte und dazu wollen wir ihm durch den Verdienst und Verkehr bei uns nicht auch noch behilflich sein.“

So ganz einerlei war's dem Hanskarle doch nicht, aber er sah ein, daß dies so kommen mußte. Zu einer anderen Benennung seiner Wirtschaft wollte er sich nicht entschließen, denn er sagte sich: „Wo ein Hase fett geworden ist, da können auch ihrer zwei das Futter finden.“

Die Eröffnung des „jungen Hasen“ fand mit Musik und einem Abendessen statt. Es waren alle Geschäftsleute dabei, die am Bau und der Einrichtung beteiligt waren, dazu die Vettertschaft und



Hausknecht im „Hafen“, das war sein Ideal von Jugend auf.

die Nachbarn. Nur eine Mark kostete das Essen und eine Mark der Liter Wein. Die Musik bezahlte der neue Wirt. Aufgetragen wurde, daß die Tische schier brachen, auch war alles gut, besonders der Wein. Es wurden verschiedene Reden gehalten, ein noch etwas grün aussehender Redner schloß seine Rede mit den Worten: „Und so wird der junge Hase in seinem Siegeslauf den alten bald überholt haben. Ein Hurra-Hoch dem jungen Hasen.“ Dazu machte die Musik zinnra hummra.

Der Hanskarle hatte sich das Programm gestellt, daß er im ersten Jahr an der Wirtschaft nichts verdienen wolle, um sich rasch eine zahlreiche Kundschaft zu verschaffen. Den Wein gab er billiger als die andern Wirtschaften, dabei ebenso gut. Bei Fleisch und Wurst gab er die Portionen um die Hälfte stärker als seine Kollegen.

Dies wurde bald in der Stadt und auch auswärts bekannt und verschaffte dem „jungen Hasen“ einen starken Zulauf. Die Preise waren möglichst gleichmäßig und abgerundet, beim Wein 25 Pfennig und beim Essen 50 Pfennig. Ein Mittag- oder Abendessen mit zwei Viertel Wein kostete eine Mark, so lautete der Preis im allgemeinen. Wollte ein Gast vormittags ein sogenanntes Gabelbrühstück und fragte die Kellnerin, was es gebe, so hieß es: e Leberle, e Schnurrele, e Wädle oder was Gefalzenes mit einem Viertel für fünfzig Pfennig.

Die liebste Beschäftigung des Hanskarle war das Geldeinnehmen, wenn er so mit der Hand über den Tisch streichen und ein Markstück in die untergehaltene Hand schieben konnte. Wenn er in der Wirtschaft auf und abging oder mit einem Gaste sprach, hatte er stets die Hand in der Hosentasche und klimperte mit seinen Märklein. Einmal ist er aber mit seinem Markeinstreichen übel angekommen. Kam da jeden Vormittag Punkt elf Uhr ein Stammgast zum Frühshoppen und trank regelmäßig zwei Viertel Wein zu fünfzig Pfennig. Eines Tages brachte er einen Fremden mit, und

die beiden verhandelten so eifrig miteinander, daß sie das Trinken fast ganz vergaßen. Nach alter Gewohnheit legte der Stammgast eine Mark neben sich auf den Tisch. Es dauerte nicht lange, da erschien der Hanskarle und sein geübter Blick sah schon von weitem das Markstück. Aha, dachte er, der Herr Töpfert — so hieß nämlich der Stammgast — will seine zwei Viertel zahlen! Bums strich er das Geldstück vom Tisch weg und legte dafür einen Fünzfinger hin. Darauf ging er an einen andern Tisch, um weiteres einzusacken; der Herr Töpfert hatte im Eifer des Gespräches den Vorgang nicht bemerkt.

Bald darauf erschien die Wirtin, die Frau Fanny, um die Gäste zu begrüßen. Auch sie war sehr für das runde Metall in Weiß und Gelb eingenommen, daher entging ihren Blicken auch der Fünzfinger nicht, der neben Herrn Töpfert lag. Aha, dachte auch Fanny, er will seine zwei Viertel zahlen, und flugs nahm sie das Geld in ihre Tasche — und der Herr Töpfert merkte es wieder nicht, denn er hatte gar Wichtiges mit dem andern zu verhandeln. Bald darauf schlägt die große Schwarzwalduhr zwölf, worauf der Herr Töpfert eiligst sein Glas austrank und nach der Tür ging. Die Kellnerin aber eilte ihm nach und sagte: „Erlöse, Herr Töpfert, aber Sie haben vergessen, das Viertel zu bezahlen.“ Der Gast besinnt sich, geht an seinen Platz zurück und sucht auf dem Tisch. „Ja, wer hat denn meine Mark da weggenommen?“ ruft er und klopft dazu mit dem Stod auf den Tisch. „Ich hab nix weggenommen!“ sagt die Kellnerin. Der Herr Töpfert begehrt nun ernstlich auf und verlangt den Wirt, da er ganz bestimmt eine Mark auf den Tisch hingelegt habe. Der Wirt kam und sagte, daß er die Mark genommen und einen Fünzfinger dafür hingelegt habe. Da aber auch der Fünzfinger nicht mehr da war, so gab es Krambil, bis die Wirtin herein kam und das Geldstück wieder auf den Tisch legte. „Fünfundiebzig Pfennig bekomme ich heraus!“ schrie



„Dies kommt alles doppelt und dreifach wieder herein, laß Du mich nur machen“, entgegnete der Hanskarle.

Töpfert, „und ein andermal, Hanstarke, laßt Ihr meine Mart liegen.“ Unter den Gästen entstand ein allgemeines Halloh und von da an bekam der Hanstarke noch den Beinamen „der Markenhammer“.

Dem „jungen Hasen“ tat dieser Vorgang keinen Abtrag, im Gegenteil, es kam mancher, nur um den Hanstarke zu uzen, was dieser aber nicht schwer nahm. Die Leute aber sagten: „Man sieht, es können doch zwei Hasen existieren.“

Nach Jahr und Tag war's, da kam in das Städtchen ein junger Mann aus der Fremde heim. Fünf Jahre war er draußen gewesen, in der Schweiz, Frankreich, Bayern, Oesterreich, ja bis nach Ungarn war er hinunter gekommen auf seiner Wanderschaft. Vor einiger Zeit hatte er heimgeschrieben, daß er jetzt noch nach Konstantinopel wolle, aber sein Vater hatte ihm dann umgehend geschrieben, daß er nicht noch weiter fort, sondern nach Hause kommen solle, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Als gehorsamer Sohn trat daher der junge Mann die Heimreise an. Er hatte sich in den fünf Jahren zu einem hübschen Mann herausgewachsen und einen Schnauzer hatte er sich wachsen lassen, gerade wie die ungarischen Mausfallenhändler.



Die Eltern hatten eine große Freude an dem Heimgekehrten, der alsbald seinem Vater im Geschäft tüchtig an die Hand ging. Der Vater war der erste Bäckermeister in der Stadt, man nannte ihn nur den Beckemichel. Viele nannten ihn auch den Pitbeckemichel, aber diesen Namen durfte man dem Bäckermeister nicht ins Gesicht sagen, sonst wurde er grob und dies verstand er auf eine Art, daß man ihm nicht einmal böß werden konnte, denn er war im Hinausgeben ein Original. Die Bezeichnung „Pit“ hatte er einem seiner Lehrlingen zu verdanken. Dieser hatte ein paarmal das Feuer des Backofens nicht recht besorgt, weil er eingeschlafen war; nachdem Ermahnungen nichts fruchteten, bekam er vom Meister höchst eigenhändig eine

Tracht Prügel. Aus Rache hierfür gab nun der Junge einem Kameraden, der in einer anderen Bäckerei lernte, ein Geschäftsgeheimnis seines Meisters zum besten. Beim Abwiegen des Teiges nahm der Meister immer noch ein Stückchen weg, nachdem das Gewicht richtig war, er nannte dies wegpiken und meinte, beim einzelnen Laib Brot mache dies wenig aus, aber ihm jeden Tag beinahe einen halben Laib, und im Jahr über hundert Laibe. Deshalb durfte kein ungepikter Laib in den Backofen.

Der Lehrling, dem dies mitgeteilt wurde, erzählte es dem Gesellen, der Gesell dem Meister und der Meister der Meisterrin. Diese, die Meisterrin, besorgte in der Frühe den Verkauf des Kaffees brotes und dabei gab es hier und da Gelegenheit, die Geschichte vom „Piken“ zu erzählen. So kam die Sache unter die Leute und erhielt der Beckemichel seinen Vornamen „Pit“. Das Geschäft wurde ihm dadurch etwas entleidet und nachdem er sah, daß sein Sohn dasselbe auch gut besorgte, machte er ihm den Vorschlag, daß er sich ganz davon zurückziehen wolle. Und so geschah es. Der Michel junior nahm sich ein Weib und wurde Meister.

Den alten Bäckersleuten tat die Ruhe recht gut. Der alte Michel hatte seine Nachtruhe und die Frau brauchte nicht mehr vor Tag aufzustehen, um Beckle zu verkaufen. Eine Zeit lang ging das so, dann aber bekam der Michel einen Umstand, bei dem er öfter das Maul wagenweit aufsperrte, auch wollte ihm das Essen nicht mehr recht schmecken. „Weib,“ sagte er eines Tages, „ich muß was treiben, sonst bringt mich die Langeweile um.“ — „Hab's schon lang gemerkt,“ sagte seine Frau, die Justine, „aber sag mir nur, was?“ — „Wir wollen ein kleines Bierwirtschäftle anfangen; du warstest auf und ich hab mit den Gästen meine Unterhaltung,“ meinte der Michel. — „Was deine Unterhaltung anbelangt, da hab ich nichts dagegen,“ meinte die Justine, „aber für das Aufwarten kannst dir eine andere suchen.“

Trotz der bestimmten Erklärung seiner Justine ließ der Michel doch nicht von seinem Plan. Eine Stube, die sie eigentlich nicht brauchten, ließ sich leicht zu einer Wirtsstube einrichten, im Sommer könnten die Gäste auch hinten hinaus in den Garten sitzen und in den Garten konnte man auch eine Kegelbahn machen, und die Kegelbahn könnte man auch überbauen und heizbar machen für den Winter. Famos! So was war noch gar nicht im Städtchen, eine geheizte Kegelbahn! Das gäbe eine gesunde Bewegung für ihn und andere Leute, so meinte der Michel. Aber die Aufwartung?

Wie er so über diesen Punkt nachgrübelte, kam der Briefträger und brachte einen Brief, adressiert an die Frau Justine. Da der Michel und seine Justine keine Geheimnisse vor einander hatten, so durfte er den Brief auch aufmachen; er war von einer Schwester seiner Frau und die war Witwe. Sie schrieb, daß sie alle gesund seien, sie und ihre vier Mädchen, aber daß es ihr manchmal doch recht schwer falle, so allein für die Kinder sorgen zu müssen, ein guter Rat wäre ihr oft vomnöten. So auch jetzt wieder. Die älteste ihrer Töchter hätte so weit ihr Auskommen durch die Näherei, nun sei aber die zweite aus der Schule gekommen, die Gretel; die sollte von der älteren Schwester angelehrt werden für ihre Beihilfe, denn sie sände Arbeit gerade genug. Aber die Gretel hätte kein Sigleder, so im Haus rumhantieren, das wäre ihr das liebste, aber die Haushaltung besorge sie, die Mutter, mit den zwei jüngeren Mädchen, somit wüßte sie jetzt nicht recht, was mit der Gretel anfangen, wenn sie dieselbe nur in einem rechten Haus unterbringen könnte.

Der Michel gab den Brief seiner Frau und sagte nichts dazu. Als die beiden abends beisammen saßen, fragte die Frau ihren Mann, ob er den Brief gelesen habe. Der Michel sagte „Ja“, aber weiter nichts. Nach einer Weile fuhr die Frau fort: „Ich tät meiner Schwester die Sorg' gern abnehmen, wenn ich nur ein Plätzle wüßt' für das Mädchen; wenn wir nur Arbeit für sie hätten, so könnten wir sie zu uns nehmen.“

„Um,“ sagte der Michel und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, „wenn du die Gretel gern zu dir nähm'st, müßt' man halt schauen, daß man Arbeit für sie hat.“ So gab ein Wort das andere, bis schließlich die Frau sagte: „Wie wär's denn mit dem Bierwirtschäftle, könnt da nicht die Gretel aufwarten?“

Das eben wollte der Michel haben, aber er fürchtete, daß, wenn er den Vorschlag machte, dann seine Frau nicht wollte. Also wurde die Sache geplant und anderen Tags schrieb die Justine ihrer Schwester, so und so könnte man die Sache machen. Die

Mutter war mit dem Plan einverstanden. Der Michel ging zum Schreiner und zum Stuhlmacher und bestellte die nötigen Möbel und im Glasladen kaufte er hundert Schoppengläser.

Als die Einricht, die Lische und Stühle fertig waren und die Gretel ihren Einzug gehalten, sagte der Michel: „So, jetzt kann's losgehen!“ Aber an was er noch nicht gedacht, dies fiel der Frau ein, nämlich, daß die Wirtschaft doch auch einen Namen haben müsse. „Wir lassen einfach ans Haus schreiben: „Bierwirtschaft,“ sagte der Michel. — „Dies ist mir nicht gut genug,“ sagte die Frau; „'s ist nur schad, daß wir schon zwei „Häsen“ haben, der Name würde mir am besten gefallen.“ — „Wo zwei sind, kann auch noch ein dritter sein,“ meinte der Michel. Nach längerem Hin- und Herreden kamen sie überein, ihrer Wirtschaft den Namen zu geben: „Z u m j ü n g s t e n H a s e n.“

So geschah es. Als der Maler mit großen Buchstaben den „jüngsten Hasen“ ans Haus pinselte, blieben die Leute stehen und schüttelten verwundert die Köpfe. Der Michel aber stand am Fenster hinter dem Vorhänge und sagte sich: „Das haben wir gut gemacht, der Schild macht Aufsehen.“

Am darauffolgenden Sonntag Punkt elf Uhr vormittags begann der jüngste Hase seinen Lebenslauf. Das Bier war ausgezeichnet und jeder Gast erhielt ein Stück Zwiebeltuchen gratis. Der junge Michel hatte zwanzig Kuchen gebaden zur Eröffnungsfeier, und wie fein schmeckten diese! Einen solch feinen Zwiebeltuchen hatte man im Städtchen zuvor nicht gegessen, so war die allgemeine Meinung der Gäste. Es wurde beschlossen, den seitherigen Namen des Wirtes „Bibbedomichel“ in „Hase-michel“ umzutauschen, wie man auch seinen Vorgänger, den „Hanstarle“, in „Hasentarle“ umgetauft hatte.

Bis ein Uhr blieben die meisten der Gäste sitzen und versprochen beim Weggehen, morgen Montag Vormittag wieder zu kommen. Der Hasemichel hatte bekannt gegeben, daß es bei ihm dreimal in der Woche Zwiebeltuchen gebe und zwar Sonntag, Montag und Donnerstag, immer so gut wie heute und zu ganz billigem Preise.

Montag Vormittag kamen die Gäste vom Sonntag auch wirklich wieder und noch andere dazu. Die Gretel war stink in der Aufwartung und hüpfte von einem Tisch zum andern wie ein junges Reh, und der Michel erzählte den Gästen schlechte Witze. Bald hatte sich eine Stammgesellschaft gebildet, welche jeden Tag zum Frühschoppen kam; das Präsidium führte der Schneider Medele, dann waren noch die fidelsten der Schreiner Holzer und der Schlosser Bart. Die beiden letzteren kamen immer im Arbeitschurz und mit Handwerkszeug, als

ob's im „jüngsten Hasen“ immer was zu schaffen gäbe. Von den Dreien wollte jeder das vornehmste Handwerk haben und der größte Künstler sein. Wenn es in der Frühmesse besonders lustig herging, produzierten sich die Drei in ihren Künsten; der Schreiner zeigte, wie man mit drei Schlägen an den Hobel das Hobeisen richtig stellen kann. Der Schlosser machte mit einem gebogenen Draht jedes Schloß auf, auch Bergerschloßer wolte er aufmachen; leider waren aber keine da. Den Hauptspaß aber führte immer der Schneider Medele auf, er sprang mit gleichen Füßen so auf den Tisch, daß er mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen kam, so, wie die Schneider bei der Arbeit auf der Butil hoden.

Der Medele war auch ein Dichter. Am Montag nach der Wirtschaftseröffnung trug er ein Gedicht vor, das den Titel führte: „Lobgesang auf den Zwiebelkuchen“. Jeder Vers endete mit der Strophe: „Und diesen Zwiebelkuchen, den müßt ihr auch versuchen“; und am Schluß hieß es noch: „Noch leb' der Michel und sein Zwiebelkuchen.“ Das Gedicht fand allgemeinen Beifall und die Gäste meinten, man müsse dafür sorgen, daß es auch in weiteren Kreisen bekannt werde; es müsse unbedingt im „Amts- und Intelligenzblatt“ veröffentlicht werden und der Drucker werde froh sein, wenn man ihm so was Gediegenes bringe und nicht einmal ein Honorar verlange. Also ging der Poet schnurstracks in die Druckerei und übergab das Manuskript; er meinte, das Gedicht würde sich gut für die Rubrik „Gemeinnütziges“ eignen.

Der Drucker des Amts- und Intelligenzblattes hatte aber kein Verständnis für Poesie und meinte, das „Ding“ könne nur unter die Anzeigen aufgenommen werden — die Zeile für zehn Pfennig. Um ihr Versprechen dem Hasenmichel gegenüber zu halten und um sich nicht zu blamieren, legten die Stammgäste wohl oder übel den Betrag zusammen

und übersandten ihn dem Drucker des Blattes mit der Bemerkung, daß ihm der Dichter niemals mehr einen Beitrag für sein Blatt liefern werde.

Da der Besuch im „jüngsten Hasen“ gute Fortschritte machte, so ging der Michel nun auch an die Erbauung der Kegelbahn. Unter dem großen Birnbaum hatte er bereits einige Tische und Bänke anbringen lassen. An schönen Tagen saßen die Gäste im Freien und ließen es sich wohl schmecken im kühlen Schatten des Baumes. Ein Hauptvergnügen aber gab es, als die Kegelbahn eröffnet wurde; das sei eine gesunde Bewegung, meinte der Michel, und statt ihre Kunststücke zum besten zu geben,

kegelten nun in der Frühmesse die Stammgäste. So nach und nach stellten sich auch abends andere Liebhaber des Kegelspiels ein, ja die Herren vom Amt hatten sogar einen besonderen Kegelabend in der Woche für sich ausgemacht. So vornehme Kundschaft hatte der Michel gar nicht erwartet. „Der „jüngste Hase“ ist der vornehmste von allen, so was gibt's weit und breit nicht,“ sagte der Michel zu seiner Frau. Der Hasenmichel war im siebenten Himmel.

Ungefähr zwei Jahre mögen es gewesen sein, nachdem der „jüngste Hase“ das Licht der Welt erblickt hatte, da beschäftigte die Väter der Stadt ein großartiger Gedanke. Der Kollege Findig hatte in der letzten Stadtratssitzung

einen Antrag gestellt, dahingehend: Die Stadtverwaltung solle mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Ziel verfolgen, die Schönheiten der Stadt, ihre „wirtschaftlichen Vorzüge“, die gesunde Lage durch das Vorhandensein von Wäldern, Feldern und Wiesen, die Badegelegenheit in den klaren Fluten des Neckars und noch vieles andere im In- und Auslande bekannt zu geben und Erholungsbedürftige zum Besuche einzuladen. Auch sei darauf hinzuweisen, daß solche, welche sich von Amt und Würden oder von ihren Geschäften zurückziehen wollen, ein angenehmes Heim in dem



Die Leute blieben stehen und schüttelten verwundert die Köpfe.

Städtchen finden. Die Einwohnerschaft, insbesondere die staatlichen und städtischen Behörden würden den verehrten Gästen und Zugüglern in jeder Weise entgegenkommen. — So lautete der Antrag des Herrn Findig, den er mit folgendem kurz und bündig begründete: Verehrte Herren Kollegen! Seit mehreren Jahren kommen in den Sommermonaten einige Familien und auch einzelne Gäste in unsere Stadt, um sich zu erholen. Dieselben haben sich stets lobend über ihren Aufenthalt hier ausgesprochen. Es ist dies ein Fingerzeig für uns, wie und auf welche Weise unsere liebe Vaterstadt sich vergrößern und weiter ausdehnen könnte. Wir könnten dadurch an Ansehen im Lande gewinnen und unsere Einnahmen vermehren. In den letzten Jahren haben sich unsere „wirtschaftlichen Verhältnisse“ vermehrt und verbessert. Meine Herren Kollegen! Sorgen wir als die berufenen Väter der Stadt, daß sich auch die Einwohnerzahl vermehrt und daß wir Leute hierher ziehen, welche Geld, viel Geld haben, auf daß Handel und Verkehr sich mehre und bessere. Ich habe gesprochen! —

Nach jotaner Rede herrschte lautlose Stille im Sgale ringsum. Alsdann aber entstand ein Gemurmel, das lauter und lauter wurde und sich verstärkte durch Klopfen auf den Tisch, bis der Vorsitzende durch die Glocke zur Ruhe mahnte. Alsdann ergriff dieser das Wort, dankte dem Vordner für seinen zeitgemäßen Vorschlag, dem er mit Sympathie beitrete. Auch er habe sich schon längere Zeit mit der Frage beschäftigt, wie und wodurch die Einnahmequellen der Stadt vermehrt werden können und wie der Wohlstand der Einwohner sich steigern ließe. Er erhebe den Antrag des Herrn Findig zur Diskussion.

Mit dem „Geld und Leute in die Stadt zu bringen“ waren alle einverstanden, aber über das „wie machen“ gingen die Meinungen so auseinander, daß beschlossen wurde, in acht Tagen eine besondere Sitzung abzuhalten über diese Angelegenheit; in dieser Zeit könne sich auch die Einwohnerschaft und die Presse mit dieser so wichtigen Frage beschäftigen. Dies geschah auch in reichem Maße, so daß die Väter der Stadt bei ihrer nächsten Sitzung Material genug hatten. Besonders wurde betont, daß ein größeres Hotel entstehen sollte, zur Aufnahme von Sommergästen und man kam überein, den Besitzer des alten „Hasen“ hierzu zu veranlassen, da er ein tüchtiger Wirt und kapitalkräftiger Mann sei. Das Neuanlegen von Fußpfaden, Erstellen von Bänken und schattigen Plätzen werde alsdann die Stadt besorgen. Schließlich ginge es auch mit einem Anbau an den alten „Hasen“.

Hoffnungsfreudig gingen die Rats Herren nach Hause; der Herr Bürgermeister aber begab sich

zum Hasenwirt und suchte ihn zu bestimmen für die Vergrößerung seines Hauses. Der Hasenwirt war aber nicht so zuversichtlich und eifertig wie die Herren vom Räte meinten und sagte nur zu, sich die Sache zu überlegen. Die Wirtin wollte von dem Plan auch nicht viel wissen. Nach längerem Ueberlegen holte der Hasenwirt die Meinung eines Kollegen ein, der ein sogenanntes Kurhotel besaß.

Dieser hatte manche Bedenken, die Zeit sei im Sommer oft kurz und die Ansprüche der Gäste würden immer größer. Er hätte mitunter recht nette Leute, die gern wieder kommen, aber es gebe auch solche, denen man nicht genug geben und nichts recht machen könne, die wenig zahlen und zweimal in der Woche Forellen haben wollen. „Wenn dann ein solcher Gast in der Woche nicht wenigstens ein halbes Kilo an seinem Gewicht zunimmt, so sagt er ganz vornehm: Die Verpflegung läßt zu wünschen übrig.“ So berichtete der Kollege und sagte zum Schluß: „Wenn ich dir zum Guten raten soll, so sage ich: Laß die Finger davon!“

Und diesem Rat folgte auch der Hasenwirt.

Nun war bei den Rats Herren der Stadt guter Rat teuer. Nach langem Hin und Her wurde beschlossen, daß die Stadt selbst ein Hotel bauen und an einen tüchtigen Wirt verpachten soll. Ein in der Nähe auf seinem Schloß wohnender Baron sagte seine Unterstützung durch einen ansehnlichen Geldbetrag zu.

Also entstand in der Stadt ein neues Gasthaus, Hotel genannt. Dieser einfache Name, Gasthof oder Hotel, genügte den Vätern der Stadt aber nicht, es sollte ein ganz besonderer Name dafür gefunden werden. Nachdem vielerlei Vorschläge gemacht wurden, ohne allgemeine Anerkennung zu finden, war es wiederum der Herr Rat Findig, der den Ausschlag gab.

„Unser Gasthof soll heißen: Zu den drei Hasen“, so rief er mit lauter Stimme und begründete dies damit, daß die Hasenwirtschaften in der Stadt sich sämtlich eines guten Rufes erfreuen, sowohl in der Nähe als auch in größerer Entfernung. Auf diesen Vorschlag entstand allgemeines Gelächter. Da würde ja unsere Stadt wimmeln von „Hasen“, hieß es; hat man auch je einen Wirtschilde „Zu den drei Hasen“ gesehen?

„Gerade deshalb wollen wir einen solchen haben“, entgegnete Herr Findig. „Gibt es doch Wirtshäuser „Zu den drei Aehren“, „Drei Lilien“, „Drei Könige“ usw., warum soll es nicht auch eines „Zu den drei Hasen“ geben?“ — „Nicht übel!“ meinte der Herr Bürgermeister; „der Hase ist in jedem Wirtshaus ein Liebling der Gäste und ich stimme dem Antrag des Herrn Findig bei.“ Nach

und nach kamen auch die andern zu dieser Ansicht und so erhielt das städtische Hotel den Namen: „Zu den drei Hasen“.

Ein Pächter wurde auch gefunden und ihm zur Bedingung gemacht, daß er bei billigen Preisen gute Speisen und Getränke liefern solle, damit das Haus in guten Ruf käme. Dies befolgte der Wirt auch, aber nach zwei Jahren ging er weg, weil ihm nach Bezahlung des Pachtcs nichts übrig blieb. Im hohen Rat hieß es: Der hat's nicht recht verstanden. -- Nun kam ein Pächter, der in einem Badeort Oberkellner war und auch mehrere Jahre ein eigenes Hotel hatte.

Speise- und Weintarten druden; auf der Speisekarte stand oben „Mennü“ und die Speisen bezeichnete er mit französischen Namen, auch brachte er einen Kellner mit, der hatte Sonntag und Werktag einen Frack an; obichon er noch ganz jung war, wurde er „Herr Ober“ genannt. Das gefiel den Einwohnern, wenn auch die Preise höher und die Portionen kleiner ausfielen, so kamen die Geschäftsleute doch, denn der Pächter wußte jedem etwas zu bestellen.

Auch verstand derselbe, von auswärts Gäste zu bekommen, und zwar für längere Zeit. Im Sommer bis in den Herbst hinein war das Hotel besetzt von Kurgästen, die der Pächter durch Anzeigen in verschiedenen Zeitungen herbeigelockt hatte. Denen, die acht Tage und länger blieben, machte er Ausnahmepreise. Die Metzger und Bäcker, die Gemüse-, Butter- und Eierlieferanten hatten ihre helle Freude an den Lieferungen, die sie Tag für Tag machen durften. Am Ende eines Monats gab es dann auch eine Abschlagszahlung, zum völligen Abrechnen hatte der Pächter keine Zeit, da er sich ja so viel um seine Gäste und deren Unterhalt zu bemühen hatte; dies leuchtete den Geschäftsleuten auch ein und sie machten sich noch eine Ehre daraus, dem Wirt Kredit geben zu können.

Bei Eintritt des Winters wurde es stiller in den „drei Hasen“, aber über Weihnachten und Neujahr gab es noch einen Haupttrummel. Der Hotelier hatte nämlich einen Sohn, der als Einjähriger bei den Husaren diente; dieser kam für Weihnachten und Neujahr in Urlaub heim. Aber er kam nicht allein; er brachte zwei Kameraden mit, Prachtskerle wie er selber. Der eine war der Sohn eines Rittergutsbesizers in Ostpreußen, der andere ein Fabrikantensohn aus dem Rheinland.

Das war ein Leben und Aufsehen, als die drei Husaren durchs Städtchen stolzierten und erst am Weihnachtsfest in der Kirche! So was war noch nicht da; die Leute, besonders die Mädchen, konnten sich kaum satt sehen. Ja, ja, der Dreihasenwirt versteht's, hieß es allgemein.

Nun wurde beschloßen, am Neujahrstag einen Bürgerball abzuhalten zu Ehren der drei Husaren. Diese machten ihre Besuche in den Familien, besonders da, wo hübsche Töchter waren, und bei den Lieferanten des Hotels, denn mit dem Ball sollte auch ein Festessen verbunden sein.

Und sie kamen alle, mit Frau und Tochter, die Metzger, Bäcker, Kaufleute; auch die Beamten fehlten nicht.

Die Husaren tanzten, schwadronierten und hosierten, daß es eine Freude war. Und dann beim Festessen, da flogen



Das städtische Hotel erhielt den Namen „Zu den drei Hasen“.

und knallten die Pflöpsen von den Champagnerflaschen bis zur Saaldecke hinauf. Der Hotelier hatte hundert Flaschen von diesem kostbaren Getränk kommen lassen. Die Husaren ließen die ersten Pflöpsen knallen und wohl oder übel folgten die anderen Gäste nach. Der Rittergutsbesizersohn hielt eine Rede und versprach, daß im nächsten Sommer die „Herren Eltern“ in diesem Hotel Wohnung nehmen würden. Der aus dem Rheinland, der Fabrikantensohn, gab das gleiche Versprechen und brachte ein Hoch aus auf die Damen dieser Stadt. Bis zum Morgen währte der Ball und bei der letzten Flasche Sekt, wie man

den Champagner auch nennt, machte der Stadtrat Fündig den Vorschlag, man solle den Namen des Hotels umtauschen in „Dreihufarenhotel“, auch solle man statt des fremden Namens „Champanier“ diesen künftig „Hufarenwein“ heißen. Der Hotelier hatte in dieser Nacht eine gute Einnahme, aber eine ziemliche Anzahl der Hufarenweine hatten die Hufaren getrunken, welche nichts bezahlten, denn sie waren ja vom Sohne des Wirtes als frei und Besuchsgäste eingeladen.

Nach Neujahr stellte der Metzgermeister, der ein Hauptlieferant des Hotels war, sein Soll und Haben über den Konto des Wirtes fest und es stellte sich heraus, daß er eine ganz bedeutende Summe zu gut habe. Nun ging er am Dreikönigstage mit der Abrechnung dahin, in der Hoffnung, daß er durch die Einnahmen vom Bürgerball wenigstens zu einem Teil seines Guthabens kommen könnte. Da hieß es aber „schätzen kann fehlen“. Da saßen schon ein Kollege, zwei Bäcker und verschiedene andere, die nicht besonders vergnügt dreinschauten. Als er auf dem Büro die Rechnung vorlegte, bekam er nur eine winzige Abschlagszahlung; er wurde auf den Sommer vertröstet, wo die reichen Eltern der Hufaren kämen und noch viele andere reiche Leute. Der Pächter ließe Empfehlungen in auswärtige Zeitungen setzen; diese kosteten viel Geld und müssen im voraus bezahlt werden. Diese seine Bemühungen kämen der ganzen Stadt zu gute und da dürfe er wohl auch auf Rücksicht und Unterstützung rechnen. Denselben Trost erhielten alle, die mit ihren Rechnungen kamen.

Der Sommer kam, aber wer nicht kam, das waren die so sehnlich erwarteten Gäste mit den großen Geldsäcken. Es war heiß und trocken in diesem Sommer und da brachten die Reichen ihre Zeit lieber auf dem Schwarzwald und an der Nordsee zu. Die aber kamen, wollten billig leben wie das Jahr vorher und dabei blieb nicht viel übrig zum Abzahlen. Von den Geschäftsleuten verschwiegen aber jeder, ob und wie hoch sein Guthaben sei, denn jeder hoffte der einzige zu sein.

Wie manchmal kleine Ursachen große Wirkungen haben, so geschah es auch hier. Und das kam so: An einem Sonntag Abend im Spätherbst kam der Schuhmachermeister Knieriem in das Hotel „zu den drei Hufen“. „Kellner“, rief er, „einen Schoppen Marktgräfler und was Feins zum Nachtessen mücht ich haben, was gibts da?“ — „Gi“, erwiderte dieser, „da ist die Speisefarte.“ Der Meister studierte, verstand aber nichts davon, weil alles französisch benannt war. „Sagt mir's auf deutsch, statt dem Kauderwelsch, was ist da das

beste?“ sagte er zu dem „Herrn Ober“, denn so wollte das junge Herrlein genannt sein. „Nehmen Sie „Pomfrit und Böß a la mod“, erwiderte dieser spöttisch lächelnd. Also bestellte der Meister das Vorgeschlagene und freute sich auf etwas recht Feines. Der Marktgräfler mundete vortrefflich und er rutschte hinunter, gerade so, wie es im Nebelgedicht heißt: „Lauft er it wie Bomöl i.“ Bevor noch das Essen kam, klopfte der Meister nach dem zweiten Schoppen. Er hatte auch Ursache genug, frohen Mutes zu sein, denn seine Frau hatte ihn heute mit dem sechsten Buben beschenkt. Manch einer hätte da eher den Kopf hängen lassen, nicht so der Schuhmachermeister Knieriem. Als der dritte Junge erschien, verlängerte er den Schaft seines Aushängestiefels um zehn Zentimeter und bei den folgenden setzte er jeweils immer die gleiche Zahl zu. Beim fünften Stammhalter dehnte er sein Geschäft, das immer flott ging, noch weiter aus, indem er einen Laden einrichtete und einen Schuhhandel betrieb. Er bezog aus einer Fabrik fertige Schuhe und Stiefel und sah darauf, nur gute Ware zu bekommen. Er hielt es nicht, wie jene Vermaßenzlerin, die auf dem Jahrmarkt Schuhe feil hatte und einem Käufer, der ein Paar Pantoffeln gekauft hatte und wieder brachte, weil die Sohlen nicht wasserdicht waren, zur Antwort gab: „Ja, die Schuh san net for zu trache, die san nor for zu verkaufe.“

Neben dem Handwerk brachte der Handel ein schönes Stück Geld ein, so zwei bis drei Mark waren da schneller verdient und leichter als beim Schuhmachen oder Ausbessern.

Beim zweiten Schoppen machte der Meister Pläne für die Zukunft.

Wenn seine Frau übers Jahr ihn nochmals mit einem Jungen erfreuen würde, mit dem siebenten, dann — so hörte er schon öfter sagen —, ja dann würde der Landesfürst Patenstelle übernehmen; so etwas war noch nie da im Städtchen und eine Seltenheit im ganzen Lande und sein Name käme dann in alle Zeitungen. Der gute Meister stellte sich die Sache so vor, als ob der Landesvater in höchst-eigener Person ins Städtchen käme, um seinen siebenten Jungen über die Taufe zu halten. An den Aushängestiefel ließ er dann einen großen silbernen Sporn machen. Selbstverständlich würde er dann auch den Titel „Hoffschuhmachermeister“ bekommen.

Wie er beim Hoffschuhmachermeister in seinen Plänen angelangt ist, stellt ihm der Kellner das bestellte Essen vor mit den Worten: „Hier Böß a la mod und Pomfrit.“ Noch einen tüchtigen Schluck und dann wurde Messer und Gabel in Tätigkeit gesetzt. Aber das Messer wollte den Braten nicht

recht schneiden, mit Mühe brachte der Meister einige Stücke weg und fing an zu tauen, auch vom andern nahm er und versuchte es, doch brach es ihm schier die Zähne ab, so hart war es. „Das soll was Feines sein?“ rief er dem Kellner zu, als er mit vieler Mühe die ersten Brocken hinunter gewürgt hatte. „Es ist zähes Rindfleisch und gedörrte Grumbierle.“ Als dieser spöttisch lachte, wurde der Meister wild und rief: „Geh zum Henter mit deiner Büffelwott' und bei'm Hummtrih, brauchst mich noch anzulachen, du Grünschnabel, zahl mir erst die Schnabelschuh, wo ich dir vor einem halben Jahr gemacht hab!“ Nun war Feuer im Dach. Der Junge ging weg, um den Wirt zu holen, auch sprach er vom Hausknecht. Wer aber nicht kam, war der Wirt, und Hausknecht war keiner da.

An einem andern Tisch saß ein Herr, der hatte die Geschichte mit angehört, der setzte sich jetzt zu dem Meister und sagte: „Ihr habt ganz recht; bin vorhin auch reingefallen mit dem Fraß.“ Nun gab ein Wort das andere. Der Betreffende war ein Weinreisender und erfuhr nun von dem Meister, daß nicht allein der Kellner ihm schuldig sei, sondern daß auch der Wirt bei ihm in der Kreide stehe.

Anderntags besuchte der Weinreisende seine Privatkundschaft in der Stadt und wußte bei dem und jenem, Metzger, Bäcker uhw. herauszuloden, daß der Hotelier von den „drei Hasen“ mit seinen Zahlungen im Rückstand sei. Er selbst konnte das Guthaben seines Geschäftes nicht erhalten. Nun wurde dem Wirt von dieser Seite eine kurze Frist gestellt und da Zahlung nicht erfolgte, ein Zahlbefehl gegen ihn losgelassen. In der nächsten Stadtratsitzung kam auch diese Sache zur Sprache und es stellte sich heraus, daß auch der lektverfallene Pacht an die Stadt nicht bezahlt wurde. Nun war kein Halt mehr, jeder suchte zu seinem Geld zu kommen. Der Metzger hatte über fünftausend Mark zu fordern, bei den Bäckern stieg die Schuld insgesamt auf nahezu zweitausend; die Lieferanten von Butter, Eier, Gemüse uhw. hatten mehr oder weniger zu gut. Der Pächter entschuldigte seine Zahlungsunfähigkeit damit, daß ihn sein Einjähriger, der Husar, über fünfzehntausend Mark gekostet habe.

Nun gab's einen großen Krach, bei dem aber blutwenig für die Gläubiger heraus kam; sie mußten ihr leichtfertiges Kreditgeben schwer büßen. Der Pächter verließ mit Kind und Kegel schleunigst die Stadt; ihn und den flotten Husaren sah man niemals wieder. Die Stadt suchte nun das Hotel anderweitig zu verpachten, aber es kam kein Liebhaber. Ein ganzes Jahr war das Haus geschlos-

sen. Endlich erbot sich ein auswärtiger Zigarrenfabrikant, das Anwesen um billigen Preis zu mieten, um eine Filiale darin zu errichten. Wohl oder übel sagten die Väter der Stadt zu. So endete das Hotel „Zu den drei Hasen“, dem lockere Vögel vorher schon den Spitznamen „Zum Dachhasen“ gegeben haben. Die Stadt besaß also jetzt nur noch drei „Hasen“-Wirtshäuser.

Und das ist noch zu viel und zu langweilig, meinten manche.

Wieder ging ein Jahr dahin, da fiel es dem Besitzer des „jüngsten Hasen“, dem Hasenmichel, auf, daß der Sohn vom Junghasewirt, dem Hanstarle, so oft bei ihm einkehrte. Er meinte, der will nur spionieren und uns unsere Gäste abspannen. Zu seiner Frau sagte er: „Dem will ich das Wiederkommen schon vertreiben.“ Die Frau Justine hatte aber bald herausgefunden, daß dieser Gast nicht wegen des Trinkens kam, sondern der Gretel zulieb, drum sagte sie zu ihrem Mann: „Laß du den nur ungeschoren, der hat nichts Schlechtes im Sinn.“ Und wirklich, nach einiger Zeit kam eines Vormittags, da sonst noch keine Gäste zu kommen pflegten, der Vater des jungen Mannes, der Hanstarle, in den „jüngsten Hasen“. Er ließ eine Flasche Extraguten kommen und lud den Kollegen Michel zum Mittrinken ein. Dabei erzählte er, daß er sich jetzt so viel verdient habe, daß er sich zur Ruhe setzen könne, er wolle das Geschäft seinem Sohn übergeben. Dann sei aber nötig, daß dieser eine tüchtige Frau bekomme. Nach weiteren Reden kam auch die Frau dazu und nachdem sie Bescheid getan, sagte der Karle: „Wie wär's mit der Gretel?“ Nun ging dem Michel ein Licht auf und seine Frau lachte ihn tüchtig aus.

Also wurden der junge Hasenkarle und die Gretel ein Paar. Der „jüngste Hase“ aber stellte seine Tätigkeit ein. Die Regelbahn ging so wie so nimmer, da eine Brauerei eine solche noch viel schöner eingerichtet hatte und ohne die Gretel war's auch mit der Wirtschaft nimmer viel. Der Michel und seine Frau zogen sich zum zweiten und letzten Mal vom Geschäft zurück. Der Sohn aber hatte die Bäckerei ausgedehnt zu einer Feinbäckerei, das Wirtshaus richtete er zu einem Laden ein. Den Titel des Vaters „Bedemichel“ getrauten ihm die Leute nicht mehr zu geben; da aber im Städtchen jeder einen Uebertamen haben mußte, so nannte man ihn den „Gutfelebed“.

Als Haupt-Gasthaus behauptet der erste und eigentliche „Hase“ das Feld. Aber auch der „junge Hase“ ist ein Wirtshaus, wo man gern einkehrt.

Die seltsame Warnung.

Von Hermann Weber.

Bartel Siebert, der Holzknecht vom Eichenhof, fühlte sich ein wenig ermattet, was gerade nicht zu verwundern war, denn schon in früher Morgenstunde war er aufgebrochen, um ein Fuder zugeschnittener Fichtenstämme in die Stadt zu bringen und war soeben erst heimgekehrt.

Nachdem Bartel nun das Gefährt zur Seite gestellt und die Pferde versorgt hatte, saß er vor der Thür seiner niedrigen Hütte und sah der scheidenden Sonne zu, die langsam im Westen nieder sank.

Er war immer froh, wenn er wieder daheim war. Hier inmitten seiner grünen Wildnis fühlte der Alte sich so recht an seinem Plage. Das Hasten und Treiben in der Stadt sagte ihm wenig zu; die großen Schaufenster mit all ihren Herrlichkeiten beachtete er kaum, und das rastlose Straßenleben und immerwährende Geklingel der elektrischen Bahn verurachteten ihm Unbehagen.

Trotz allem aber fesselte der große Waffenladen an der Ecke der Kronprinzenstraße immer Bartels Aufmerksamkeit.

Er konnte nicht daran vorbeifahren, ohne hinzusehen. Heute hatte er extra die Pferde angehalten, um die prächtigen Jagdflinten anzuschauen, die dort ausgestellt waren und aus denen sich sicher ein guter Schuß tun ließ.

Eine prächtige Doppelbüchse mit Schrot- und Kugellauf hatte dem Bartel besonders gefallen, und lange Zeit hatte er sie sinnend betrachtet. Seine alte Jagdleidenschaft war wieder erwacht. Fast mit Zaubergewalt drängte es ihn, noch einmal hinauszustreifen in den stillen Forst, die Büchse verborgen unter dem Rode und die scharfen Jägeraugen auf den Boden geheftet — wie er es getrieben in seinen jungen Jahren. —

Bartel Siebert war durchaus kein schlechter Mensch; er schlug sich schlecht und recht durchs Leben, gab unserem Herrgott, was ihm zustand, und war zufrieden mit seinem Lose.

Nur einen Fehler verbarg er geschickt vor den Augen seiner Mitmenschen: betreffs des Wildes, welches in großer Anzahl in den nahegelegenen Forsten hauste, teilte Bartel die verderbliche Meinung der meisten einsam wohnenden Landleute, die da behaupten, daß das Wild für jeden guten Schützen erschaffen sei, und nicht den hohen Herren gehöre. —

Mit geschlossenen Augen kämpfte Bartel gegen die Versuchung an, die immer übermächtiger auf ihn eindrang.

„Noch einmal hinaus in den Forst, noch einmal den Knall der alten lieben Büchse hören!“ rief es ungestüm in seinem Innern.

Und wie er auch rang und sich gegen die Einflüsterungen des Bösen sträubte — die Versuchung war zu stark für den alten Wilderer, er vermochte ihr nicht mehr zu widerstehen. So saß er sinnend auf der Bank vor seiner Hütte.

Leise und von niemanden gesehen, schlich sich Bartel in seine Kammer hinauf und fühlte mit zitternden Händen unter dem Betttrog, wo seine alte Büchse, in mehrere Teile zerlegt, verborgen war. Mit leuchtenden Augen schraubte er sie zusammen, putzte und reinigte sie von dem anhaftenden Roste und stieß dann den Ladestock durch den Lauf.

Nachdem er dann die Waffe geladen hatte, steckte er den Munitionsbeutel zu sich, verbarg die Büchse unter dem Rode und verließ das Haus.

Schneller als er gedacht, erreichte Bartel den stillen Forst und schlug einen Schleichpfad ein, den er früher so oft betreten. Die Dunkelheit um ihn her hinderte ihn nicht, seinen alten Standort bald wieder aufzufinden.

Hier verharrte er regungslos, bis der Mond aufging und über die stille Waldlichtung ein gedämpftes Licht ausgoß, welches dem Alten ermöglichte, die Böcke und Kiden zu erkennen, die von hier aus in das Nachbargebiet überwechselten.

Bartel hatte nicht lange zu warten.

Schon nach kurzer Frist tauchten fünf oder sechs der erwarteten Tiere auf, betraten arglos die Lichtung und begannen den zarten Graswuchs, der den fruchtbaren Boden bedeckte, abzuzäsen. Bartel nahm das vorderste Tier aufs Korn, ein Fingerrind, ein kurzer, peitschenartiger Knall und der Bock brach im Feuer zusammen.

Ein freudiger Jagdruf glitt von den Lippen des Wilderers, dann lud er hastig die Büchse wieder und trat aus seiner Deckung heraus.

Bald hatte er den toten Bock erreicht, legte die Büchse neben sich ins Gras und begann das Tier aufzubrechen.

Doch mit einem Male zuckte er heftig erschrocken zusammen.

Schleichende Schritte vernahm er urplötzlich in seiner Nähe, das Knistern zerbrechenden Gezweiges erscholl jetzt unmittelbar vor ihm, und ehe er noch emporspringen und entfliehen konnte, donnerte eine befehlende Stimme an sein Ohr:

„Dalt! Keine Bewegung oder ich schieße!“

Der alte Förster stand vor dem Ueberraschten, die schußbereite Büchse auf die Brust des Wilderer's gerichtet.

Dem Bartel stockte der Atem.

„Also du bist es, Bartel Siebert?“ fuhr der Förster grimmig fort. „Hab ich dich endlich mal erwischt! — Na, warte. Dieses Mal wirst du dem Gefängnisse nicht entgehen!“

Der ertappte Wilderer erzitterte, als das Wort „Gefängnis“ an sein Ohr schlug. Ins Gefängnis sollte er? Vielleicht auf Monate oder Jahre? Er, der seine stille Heimat, seine grüne Wildnis über alles liebte? — Nein, das durfte nicht geschehen, eher alles andere, als eine lange Haft hinter düsteren Gefängnismauern.

Der Förster hat die Büchse sinken lassen, als er den Alten wie zusammengebrochen vor sich sieht. „Steh auf, Bartel,“ sagte er dann ruhig. „Es ist deine eigene Schuld, daß es dir so ergeht. Versuche keinen Widerstand, dadurch würdest du deine Lage nur noch verschlimmern.“

Er hatte sich aber getäuscht, wenn er glaubte, daß der Wilderer sich in sein Schicksal ergeben hätte. Mit blitzschnellem Griff hatte Bartel seine Büchse erfaßt, den Hahn gespannt und auf den Förster abgedrückt, ehe noch dieser

Zeit finden konnte, seine Waffe emporzureißen. Mit dem Krachen des Schusses sank der Beamte hintenüber. Mitten in die Brust war ihm die Kugel gedrungen und hatte seinen Lebensfaden zerrissen. Mit letzter Kraft richtete er die brechenden Augen auf seinen Mörder, dann rührte und regte er sich nicht mehr.

Bartel stieß einen Angstschrei aus, als er sah, was seine Leidenschaft angerichtet hatte.

Mit zitternden Händen drückte er sein Taschentuch auf die blutende Wunde des Försters und gab sich alle Mühe, dem Unglücklichen das Leben zu erhalten.

Doch seine Mühe war vergebens. Bleich und still wurden allmählich die Züge des Erschossenen, seine Glieder streckten sich im Todesampfe, und der blasse Mondschein warf seinen milden Schimmer über die gebrochenen

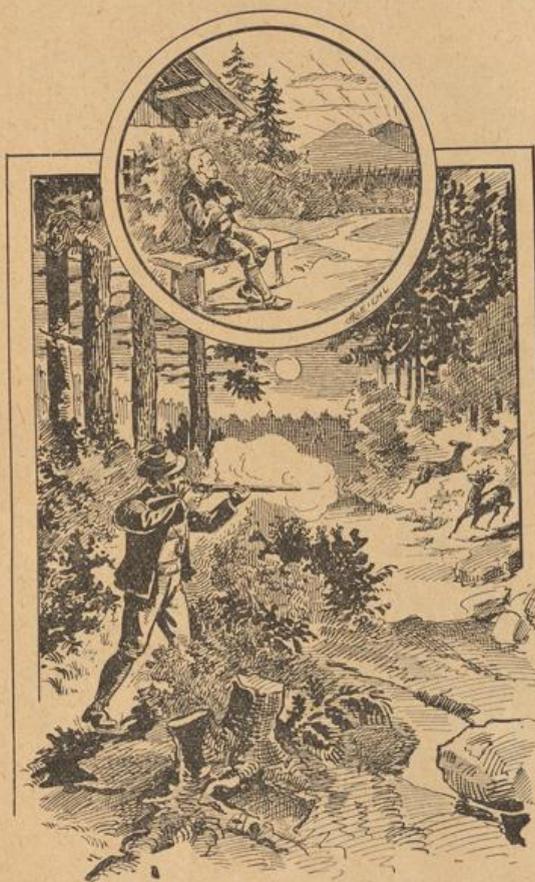
Unsinigen hatte sich Bartel zu Boden geworfen. Mit irren Blicken zerraupte er sein Haar und stieß wilde Rufe bitterer Selbstanklagen aus, doch seine tiefe Reue machte sein Verbrechen nicht ungeschehen.

Was hatte er getan! Mit kaltem Blute hatte er einem pflichttreuen Menschen das Leben genommen und eine zahlreiche Familie ihres Ernährers beraubt. Zum Mörder hatte ihn seine Jagdleidenschaft gemacht. Was sollte er nun beginnen? Nur fort von hier, fort von dem Orte des Verbrechens!

Mit zitternden Knien drängte Bartel sich durch das Gestrüpp, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen und kaum mehr wissend, was er tat. Beim stillen Mondenschein schlich er wieder auf sein Stübchen, raffte sein erspartes Geld zusammen und eilte fort, geradeaus durch Busch

und Dickicht, mit ängstlicher Hast Straßen und Wege vermeidend, weil er auf diesen schon seine Verfolger zu erblicken glaubte.

Nach stundenlangem Umherirren, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, entdeckte Bartel abseits vom Wege ein kleines Wirtshaus. Auf dieses schritt er zu und betrat die niedrige Gaststube, die außer ihm keinen Besucher aufwies. — Der Wirt, ein finsterner, unfreundlicher Mann, brachte das



Bartel nahm das vorderste Tier aufs Korn, ein Fingerdruck, ein kurzer, peitschenartiger Knall und der Bock brach im Feuer zusammen.

verlangte Bier und Brot und betrachtete den Gast mit scheuen Blicken.

Bartel wollte schon fragen, was der Mann Auffälliges an ihm fände, da sah er zu seinem Entsetzen, daß sein Rock und seine Hände von dem Blut des erschossenen Försters besleckt waren.

Mit zitternder Stimme verlangte der Flüchtling nun ein kleines Zimmer, um einige Stunden zu ruhen, und der Wirt führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, die schmale Treppe hinauf. Hier sank Bartel stöhnend auf das Bett nieder und zerraupte sich wie ein Irreer das Haar.

Mit einem Schlage waren seine Gewissensqualen zurückgelehrt, ohne daß er sich ihrer erwehren konnte. Wieder sah er die gebrochenen Augen des Ermordeten anklagend auf sich gerichtet, und unfähig, der schrecklichen Erinnerung zu entfliehen, sank Bartel auf die Knie.

Da hörte er auf der Treppe flüsternde Stimmen, die hastig seinen Namen nannten. Das mußten seine Verfolger sein, die schon gekommen waren, ihn ins Gefängnis zu führen.

Ein starkes Klopfen erkönte an der Tür und eine befehlende Stimme verlangte Einlaß. Die Besinnung wollte dem Bartel schwinden, als er sich entdeckt wußte, noch einmal hob er die Hände empor, den Allmächtigen um Vergebung für seine Schuld ansehend

— dann löste er den starken Lederriemen von seiner Hüfte, um sich selbst den Tod zu geben.

Da brach die Tür unter einem Fußtritt zusammen, ein Gendarm drang in den Raum und ergriff mit starken Händen den alten Wilderer. Einen letzten Angstschrei stieß der Bartel noch aus, dann schlug er die Augen auf — und erwachte.

Er saß noch auf der Bank vor seiner Hütte. Vor ihm stand der alte Förster und betrachtete ihn.

„Was ist denn mit dir geschehen, Bartel?“ sagte der Förster lächelnd. „Ich komme gerade hier vorüber und höre, wie du stöhnst und seufzest und seltsame Worte murmelst. Du bist doch wohl nicht krank?“

„Ach, Herr Förster,“ stammelte Bartel fassungslos, mit beiden Händen seinen Kopf ergreifend. „Gott im Himmel, ich bin ganz verstört von dem schrecklichen Traum!... Denkt nur, mir träumte, ich hätte Euch erschossen draußen im Forst!“

Ein tiefer Ernst breitete sich über die Züge des Försters aus, als er diese Worte vernahm. „Laß dir den Traum zur Warnung dienen!“ sagte er dann leise. „Ich weiß, wie du es in deiner Jugend getrieben hast, Bartel, doch denke ich, daß du jetzt alt genug geworden bist, um zu wissen, was Recht und was Unrecht ist.“

Der alte Bartel hatte mit festem Druck die Hand des Sprechers ergriffen, dann hob er die Rechte wie zum Schwur empor.

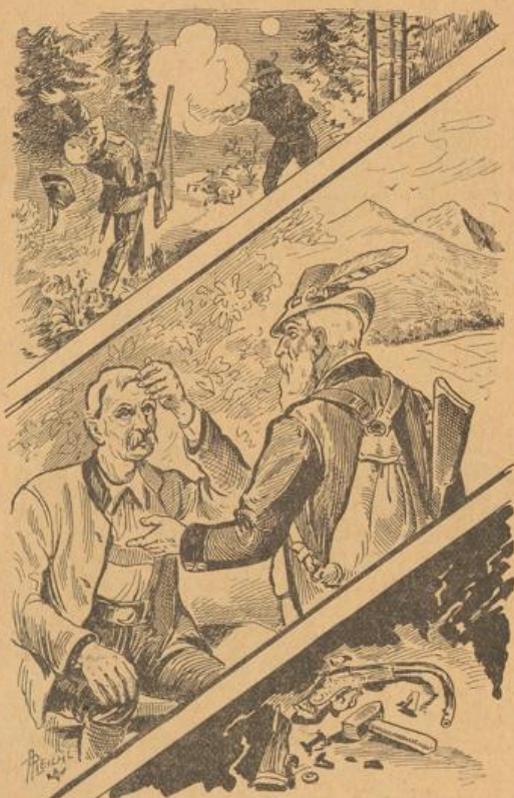
„So wahr unser Herrgott im Himmel wohnt — nie fasse ich die Büchse wieder an, um dem Wilde nachzuspüren!“ sagte er dann entschlossen. „Ja, nicht einmal mehr eine Stunde lang will ich sie im Hause haben.“

Er ließ den erstauerten Förster stehen und eilte auf sein Zimmer hinaus. Zwei Minuten später kam er wieder

zum Vorschein, die einzelnen Teile der zerlegten Waffe in den Händen tragend.

„Ich will Euch den Beweis geben, daß es mir ernst ist mit meinen Worten,“ sagte er dann, und ehe der Förster ihn hindern konnte, zerschlug Bartel mit einem Hammer sein Gewehr und warf die unbrauchbaren Teile zur Seite.

„Ist's recht so?“ sagte er dann, hoch aufatmend. Und ein herzlicher Händedruck des Försters war die Antwort.



„Was ist denn mit Dir geschehen, Bartel?“ sagte der Förster lächelnd. „Ich komme gerade hier vorüber.“

Der Herrgottsweizen.

Novellette von V. Schlauf.

„Ja, Herr, Ihr mögt große Augen machen, aber wahr ist es doch! Zwischen den Felsen am Kreyer-
eck hat früher einmal Weizen gestanden. Ja, Wei-
zen. Grad solcher, wie der da draußen in der Flur;
nur war er kleiner und hatte dünnere Halme.“

Ich kannte das Kreyer- und die grauen Felsen
rechts von dem jäh abschüssigen Weg. Magere Pech-
nelken fristeten dort ihr kümmerliches Dasein, und
Farnkraut. Aber Weizen! — „Ihr wundert Euch,
Herr! Aber seht, wenn man mal so alt ist, wie ich
nun bin, dann macht einem das Ausschneiden kein
Spaß, und überhaupt ist das Lügen all mein
Leben lang nicht mein Handwerk gewesen.“

Und nun hört! Ihr kennt ja die alte Mühle im
Kreyerloch. Ich hab sie nun an die sechs Jahre
nicht mehr gesehen. Die Räder wollen nicht mehr so
recht parieren, wenn man die Achtzig mal über-
schritten hat. Aber als ich das letztemal unten ge-
wesen bin, war das Dach schon eingefallen und der
dicke, eichene Wellbaum am Mührad mitten ent-
zwei gebrochen.

Vor langer Zeit war das die schönste Mühle im
ganzen Tal und der Kreyer-Müller war ein reicher
Mann und hatte mehr Taler im Sack, als der
reichste Bauer in der Gegend. Ihr wißt ja, Herr!
Die Müller sind meistens recht pfißige Leute, denn
die machen fogar den Sand zu Geld, den sie ihren
Kunden mit der Frucht vermahlen. Der Müller
hatte einen Sohn; Matthes hieß er. Der stand in
meinem Alter und war ein Prachtkerl; groß und
schön gewachsen und dabei ein lustiger Kumpan.
Der ließ keine Kirchweih im Stich und war überall
dabei, wo es lustig herging. Und gar manches
Mädchen war wohl im Dorfe, dem der Wunsch im
Kopfe gesteckt hat, Frau Müllerin zu werden; denn
wenige scherte es; daß der Matthes ein wüster
Mensch gewesen ist.

Aber keines von den Frauenzimmern, die ihm
nachgerannt sind, hat's erreicht. Und ein Glück ist's
wohl für die Mädels gewesen, und nicht sonderlich
leid hätte es ihnen zu tun brauchen, denn gezeigt
hat sich's später, was es heißen sollte, des Müller-
Matthes Frau zu sein. Und die schließlich seine
Frau geworden ist, die ist todunglücklich geworden
durch den schlechten Kerl und jämmerlich zugrunde
gegangen. Eine traurige Geschichte ist das, und die
zwei, die es am nächsten anging, denen hat sie das
Leben in Scherben geschlagen. Und eines von den
beiden, die es betroffen, das bin ich.“ —

Ein Weilchen blieb es still in der Stube, und der
Alte sah nachdenklich vor sich hin. Als er dann aber

wieder anhub zu erzählen, klang seine Stimme felt-
sam und scheu, wie die Erinnerung, der sie die
Worte gegeben.

„Grad solch ein schöner Spätsommertag ist's ge-
wesen wie heute, da ich als Handwerksbursche
drunten die Straße entlang gezogen bin. Schlechte
Zeiten waren es damals, und bei mehr als einem
Meister hatte ich schon vergebens um Arbeit an-
geklopft. Recht verdrießlich und verzweifelt, mit
wundgelaufenen Füßen und ohne einen Groschen
im Sack bin ich hier im Dorfe angekommen. Aber
just an jenem Tage hab' ich Glück gehabt. Dop-
pelt's fogar!“

Seht drüben das alte Bauernhaus, wo auf den
Fensterbänken Goldblat und Geranien blühen, wie
ehedem vor Jahren. Damals aber, grad als ich
des Weges vorbeikam, sah hinter den Blumen her
ein liebes Mädchengesicht so teilnahmsvoll und
freundlich auf mich armen Handwerksburschen
nieder, daß es mir ordentlich heiß ums Herz
wurde. Da faßte ich mir etwas Mut und hab' sie
um einen Trunk frischen Wassers gebeten, und
lächelnd hat sie ihn mir gereicht. Und ob ich auch
Hunger hätte, fragte sie, denn sie habe gehört, es
sei eine schlechte Zeit für die armen Handwerks-
burschen, und da könne es wohl leicht einem pas-
sieren, daß die Spargroschen ausgingen. Aber ich
hab gedankt. Hunger hatte ich wohl, aber zu stolz
bin ich gewesen, um mir das von ihr anmerken zu
lassen. Und just wollte ich mit einem freundlichen
„Bergelts Gott“ meines Weges weiterziehen. Aber
es kam anders. Grad, als ich mich zum Gehen
wenden wollte, da klopfte mir jemand auf die
Schulter, und ich sah mich um. Ein Mann in
Schurzfell und Hemdsärmeln, dem ich mein Hand-
werk ansah, stand bei mir und redete mich an:

„Ist's dir um Arbeit zu tun, mein Junge?“

„Et freilich! Aber sehr schlecht sind die Zeiten,
und nichts kann ich finden.“

„Glaub ich schon,“ meinte er, und ein Schelm-
lächeln erhellte sein schwarzberußtes Gesicht. Und
indem er mit einem lustigen Augenzwinkern zum
Fenster hinüberblinzelte, wo das Mädchen stand,
sagte er: „Freilich, freilich! Die Jungfer Liesel
kann dir keine Arbeit verschaffen.“

Arg rot bin ich da geworden vor Verlegenheit
und die Liesel auch. „Da habt Ihr wohl recht,“
meinte ich, „aber woll's Gott, daß Ihr, Meister,
Arbeit für mich habt.“

„Getroffen,“ sagte er. „Bei mir kommt du an
die richtige Schmiede. Einen Gesellen such ich mir,

und wenn du dein Handwerk verstehst, so sollst du es gut bei mir haben. Doch sein brav mußt du sein, mein Junge! Nicht wahr, Liesel?"

Aber die war nicht mehr da.

„Nun, komm mit herüber,“ sagte da der Meister Rörig und führte mich ins Haus. „Arg müde wirst du sein und Hunger wirst du wohl auch haben, wenn du es auch der Liesel nicht hast eingestehen wollen,“ meinte er lachend.

Ein armer, heimatloser Gesell bin ich bis dahin gewesen. Ganz früh waren meine Eltern gestorben und fremde Leute, die mich aufgezogen hatten, waren nicht sonderlich gut mit mir verfahren. Und hart sind auch meine Lehrjahre gewesen. Aber mit dem Tage, an dem der gute Meister Rörig mich hier von der Straße in sein Haus genommen, hat für mich ein neues Leben angefangen.

Herzlich gut sind sie zu mir gewesen; die Frau Meisterin nicht weniger als ihr Mann. Kinder waren keine da, und nicht allzulange bin ich im Hause gewesen, da hatten die beiden Leutchen mich so lieb gewonnen, als wäre ich ihr eigen Kind.

Aber ich glaube, daß mein Meister auch wohl ein Recht hatte, mit mir zufrieden zu sein, denn in der Arbeit hätte es mir wohl kein zweiter gleichgetan, und ich darf wohl ruhig sagen,

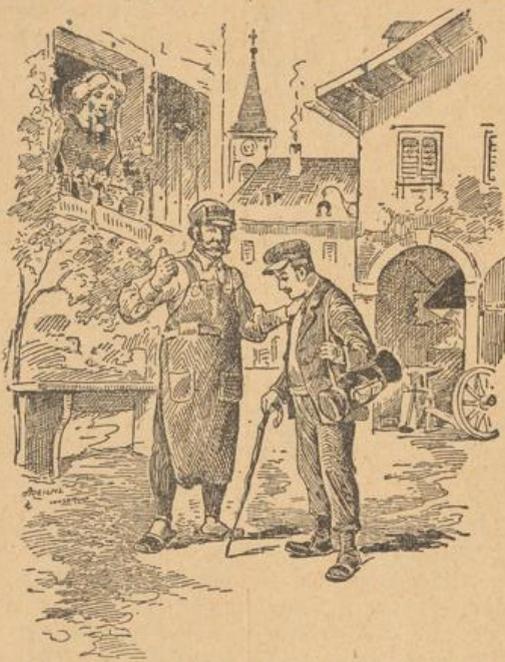
daß die Funken noch niemals so lustig durch Meister Rörigs Schmiede geflogen sind, wie just damals. Und das hatte, abgesehen davon, daß mein Meister so gut gegen mich war, noch einen andern Grund. Seht, wie ich damals am Amboss stand und den Hammer schwang, da ist es nicht selten vorgekommen, daß die Liesel, derentwegen ich beinahe an Meister Rörigs Schmiede vorbeigegangen wäre, wie das erstmal, da ich sie gesehen, am Fenster stand und mit freundlichen Augen zu mir in die Schmiede hinüber sah. Darum ist's auch kein Wunder gewesen, daß ich geschafft habe für zwei, denn wenn das Herz was Liebes hat, dann haben die Arme doppelte Kraft und es ist ein fröhlich Wert.

Nicht sonderlich flott ist's zwar vorwärts gegangen mit unserer Liebchaft. Manch freundlich Wort ist wohl bald zwischen uns die Straße hinüber und herüber geflogen und manch heimliches Grüßen. Aber geblieben ist's auch dabei fast ein volles Jahr. Es hätte auch kaum anders sein können, denn zu schüchtern sind wir gewesen, uns das zu sagen, was uns im Herzen lag. Und der Vater der Liesel hat seine Tochter scharf bewacht. Ein stolzer Bauer ist's gewesen, zwar nicht der reichste im Dorf, aber den größten Dünkel hat er gewiß gehabt. Und wenn der gesehen hätte, daß die Liesel mich armen, hergelaufenen Gesellen gern gehabt, so hätt's gewiß einen Heidenkrach gegeben.

Aber gekommen ist der Tag doch, auf den wir beide still gewartet haben. — Auf der Kirmes war's im nächsten Jahr. Die Linden haben damals geblüht und geduftet, und die Musikanten haben so lustig gesiedelt und geblasen, daß niemand traurig sein konnte. Nur ich, ich bin's gewesen. Still in einer Ecke hab' ich geessen und hab' in den Trubel geschaut und hab' nur Augen gehabt für die Liesel. Aber keine Zeit hat die gehabt, mich anzuschauen, und wenn der eine Tänzer sie freigegeben, dann nahm sie ein anderer in den Arm. Gar zu gern hätte auch ich das getan, aber nicht ge-

wagt hab' ich's, mich mit den reichen Bauernsöhnen, die sich um die Liesel stritten, in dieselbe Reihe zu stellen. Aber einmal ist es mir gewesen, als müßte ich aufspringen und sie in meine Arme reißen. Das war, als der Müller-Matthes sie zum erstenmal zum Tanz holte. Gott, hab' ich gedacht, weshalb muß das geschehen? Dieser Schandfleck, von dessen Schlechtigkeiten die ganze Gegend redet, und dieses unschuldige Mädchen! Ein Jammer ist das! Aber nichts zu ändern ist dran gewesen, und Tanz für Tanz hat nun der Müller die Liesel geholt.

Nach dem Vater der Liesel habe ich da geschaut, ob's dem so recht sei. Ja, freilich! Mit seinem



Arg rot bin ich da geworden vor Verlegenheit und die Liesel auch.

gelben, verwitterten Gesicht hat der dageessen und sein Auge von den beiden verwandt. Und ansehen hat's man dem Stolzen können, wie's ihn gefreut, und im stillen mag er ausgerechnet haben, wieviel Morgen Ackerland durch die Heirat zusammenkämen.

Bis in den Abend hab' ich so dageessen, traurig in all dem Kirnestrubel. Da bin ich schließlich hinausgeschlichen und wollt mein Leid nach Hause tragen. Aber ich hab's nicht über mich gebracht

und bin wieder umgekehrt. Und unter den blühenden Lindenbäumen hab' ich dageessen und drinnen im Saal haben die Musikanten so süß und lustig gespielt, als wollten sie mich verhöhnern, daß ich gar so traurig war und elend.

Aber grad, wie ich mich so tief in meine Gedanken verloren hatte, die gar so schwer und bekümmert gewesen sind, da hat mit einem Male die Liesel neben mir gestanden. —

„Du, Liesel? Und weinen tust du?“

„Das war nicht recht von dir, Heinrich,“ hat sie gesagt, „mich nicht ein einzigmal zum Tanz zu holen. Und nun sitzt du hier, und ich soll drinnen fröhlich sein und tanzen?“

„Wird schon ohne mich gehen,“ hab ich da ganz bitter gesagt. „Und schlecht tät's passen, wenn ich armer, hergekaufter Gesell mit der Liesel tanzen sollt. Wohl schöne Augen würd' der Müller-Matthes machen und dein Vater auch.“

„Recht hast du leider, Heinrich, und viel böses Gerede würd's geben, wenn sie es merkten. Aber nicht so traurig sollst du sein, denn wenn auch der Matthes mit mir tanzt und der Vater es so haben will, mein Herz hat er drum doch nicht! Das gehört einem anderen.“ — Und ganz lieb hat sie mich dabei angeschaut und ihre Hand auf meine Schulter gelegt.

Da bin ich aufgesprungen.

„Liesel, ist's wirklich wahr?“

Da hat sie genickt. „Gar zu gern hab ich dich, Heinrich, und längst hättest du es wissen können.“ Ein schöner Abend ist's gewesen, und tausend Sternlein haben über den blühenden Linden gestanden und freundlich auf uns niedergeschaut. Und manch Wort haben wir uns gesagt, was ich all' mein Lebtag im Herzen bewahrt habe.

Viel Freude hab' ich gehabt, aber auch manche Sorge. „Sieh, Liesel,“ hab ich gesagt, „nun steden

sie mich im Herbst in des Königs Rock und viel kann passieren in den Jahren, wo ich fort bin. Und wenn ich dann wieder komme, mag's leicht sein, daß ich dich nicht mehr finde.“

„Hab' keine Angst,“ hat sie da treuherzig gesagt. „Viel Mut habe ich, und keinem soll's gelingen, daß er mich dir abspenstig macht. Keiner Menschenseele!“

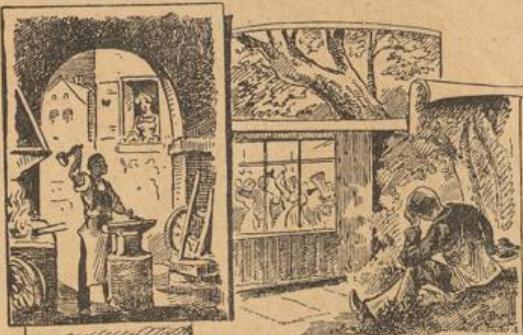
Ein höhnisches Lachen hat uns da erschreckt und aus der Hede, an der wir eben vorbeikamen, ist plötzlich der Müller-Matthes gesprungen und hat vor uns gestanden. „Gar schöne Geschichten bekommt man hier zu hören,“ hat er hämisch gezeit. „Wart nur, du armer Schlucker, dir will ich's steden!“

„Ein armer Schlucker bin ich wohl, Müller! Aber ein ehrlicher Kerl bin ich auch! Du aber bist das nicht! Und wenn du dich mit mir

messen willst, so komm nur heran! Keine Angst habe ich vor dir!“

Aber er hat's nicht geraten gefunden, mich anzurühren. „Paßt nur auf,“ hat er aber gedroht, „ihr sollt mich noch kennen lernen!“ Und dann ist er weiter gegangen.

So haben sie es denn auch bald im ganzen Dorf gewußt, daß die Liesel und ich uns gern hatten. Und am Tage nach der Kirnes habe ich gehört, wie uns gegenüber von morgens bis abends die Türen zugeschlagen wurden und der Vater ge-



Da hat sie genickt. „Gar zu gern hab ich dich, Heinrich, und längst hättest du es wissen können.“

schimpft und gewettert hat, daß man es über das ganze Dorf hören konnte. Auch mein Meister hat bald die Geschichte erfahren. „Was ist das eigentlich mit dir und der Liesel?“ hat er mich eines Tages gefragt.

„Daß wir uns gern haben, Meister! Wahr ist!“
„Eine schöne Sache!“ hat da der Meister ganz ernsthaft getan. „Und einbilden tust du dir, daß der Alte da drüben dir wirklich sein einzig Kind gibt und seine halbhundert Morgen Ader hinzu? Schlecht mag ich das glauben!“

„Mag er seine Morgen Aders nur ruhig behalten,“ habe ich da in meinem jugendlichen Feuereifer gerufen, „um die geht es mir nicht. Aber die Liesel bekomme ich, Meister! Das sag ich Euch!“

„s ist bald gesagt. Aber schwer wird es dir halten, soviel zu verdienen, daß du die Liesel zur Frau Meisterin machen kannst. Nun mußt du zunächst Soldat werden, und hernach wird's auch noch Jahre dauern, bis du so weit bist.“

Recht hatte er ja, aber daß er mir mit so trockenen Worten meine Liebe zur Liesel aus dem Herzen reden wollte, das mochte mir nicht gefallen. „Kann sein, daß es richtig ist, was Ihr sagt, aber auf ein paar Jahre wird's auch der Liesel nicht ankommen. Sie weiß ja, daß ich ein ordentlicher, fleißiger Bursche bin, der mit seinen kräftigen Armen schon etwas zuwege bringen wird.“

„Nur nicht so hitzig, du junger Brausekopf!“ meinte da der Meister plötzlich ganz heiter. „Denn weißt du, die Geschichte mit der Liesel hat mir gleich Spaß gemacht, als ich sie gehört habe, und es hat mir nicht schlecht gefallen, daß der Heinrich und die Liesel sich gern haben. Und weil du brav bist, so will ich dir auch etwas sagen, was dir Freude machen wird. Sieh', nicht ganz leicht ist's heutzutage für einen jungen Mann, mit nichts anzufangen und doch bald etwas zu werden und einiges zu erwerben. Manch einer hat Unglück

im Leben, und es gerät ihm nicht, wenn er auch fleißig ist und tüchtig. Und da habe ich denn schon gedacht, und meiner Alten ist es auch recht, daß wir dir und der Liesel helfen wollen. Kinder haben wir keine, und wenn du dich nun weiter brav hältst, so sollst du uns sein, wie unser eigener Sohn, und wir wollen für dich sorgen, als wenn wir deine Eltern wären. Ist dir's so recht?“ Und just, wie der Meister mich gefragt hat, da stand auch die Meisterin in der Türe und hat mir freundlich zugewinkt: „Sag ja, Heinrich!“ hat sie gesagt.

Gepackt hat's mich da im Herzen, und mit Tränen in den Augen bin ich den guten Alten um den Hals gefallen und hab' es nicht fassen können, daß ich eine Heirat haben sollte und Eltern. Und mit Dank und Freude habe ich „ja“ gesagt.

Guten Mut habe ich nun gehabt und die Liesel auch. Denn die Meisterin, die das Mädchen auch wohl leiden mochte, hatte es ihr im Vertrauen erzählt, daß ich nun kein armer Schluder mehr sei und daß wir jetzt in unserer Liebenschaft nicht auf Lustschlösser zu bauen brauchten, nachdem ein solides Fundament da sei, auf dem wir später weiterbauen könnten.

Gar bald ist dann der Herbst gekommen und ich hab' einrücken müssen zum Militär. Hier in dieser Stube hab' ich damals von den guten Alten Abschied genommen und dann bin ich gegangen. Ein nebliger Morgen ist's gewesen, und trübe war mir's auch im Herzen, aber eine kleine Freude hab ich doch noch erleben können. Denn just, als ich hier vor dem Hause stand und auf die Kameraden wartete, die mit mir fortgingen, da hat sich drüben am Hause ein Fensterchen aufgetan, und eine rote Rose ist mir gerade vor die Füße gefallen. Die letzte mag's wohl gewesen sein, die in Liesels Garten geblüht hat.

„Behüt dich Gott!“ hat's leise dazu gerufen. Dann kamen die anderen, und wir sind durch den



Kinder haben wir keine, und wenn du dich nun weiter brav hältst, so sollst du uns sein, wie unser eigener Sohn, und wir wollen für dich sorgen.



grauen Morgen aus dem Dorfe gezogen, und ich habe tüchtig mitgesungen, um mir's leicht ums Herz zu machen. Denn ein schwerer Abschied ist's gewesen, für zwei Jahre! Und die Stadt, in der ich Soldat sein mußte, lag weit, weit weg.

Aber auch der Tag ist vorübergegangen und viele andere nachher auch, und allmählich, da ich mich an das Leben gewöhnt hatte, ging die Zeit ganz schnell vorüber.

Viel gedacht aber hab ich an meinen Meister und die Meisterin und noch mehr an die Liesel. Aber geschrieben habe ich recht selten und nur zu Neujahr und am Namenstage ist es vorgekommen, daß ich ein paar Worte nach Hause geschrieben und der Meisterin einen Gruß an die Liesel bestellt. Denn seht, in meinen jungen Tagen, da war das mit dem Schreiben so eine Sache, und viel besser wußte ich mit dem Hammer umzugehen als mit der Feder.

Aber einmal hab ich mich mit einem langen Briefe abquälen müssen. Zwar nicht für mich ist er gewesen, ein Gefallen war's für einen andern, für den Heinrich Steffens, der auch aus meinem Dorf war und mit mir diente. Der kam eines Sonntagnachmittags auf meine Stube und hatte ein sonderliches Anliegen. Der wollte einem Mädchen zuhause abschreiben und bat mich, ihm den Brief aufzusetzen, da er nicht schreiben konnte. Ich kannte das Mädchen, wußte auch, daß der Steffens sie früher wohl gern gehabt und konnte nicht begreifen, was dem Steffens nun auf einmal einfiel. Da hat er mir dann gesagt, wie er dazu käme. Das Mädchen habe sich, wie er erfahren, ausgedrückt, er sei ihr zu arm und sie habe keine Lust, auf ihn zu warten. Nun ginge sie mit einem andern.

„Ist's wirklich wahr, Steffens?“ hab ich ihn gefragt.

„Bei Gott,“ schwor er, „gern hab ich sie gehabt und weh genug tuts mir, daß sie es mir so gemacht hat. Und weil ich noch immer an ihr hänge und sie auch jetzt noch lieb hab, darf der Brief nicht hart sein und ungut. Schreib nur, daß sie ruhig den andern nehmen soll.“

Keine sonderliche Freude hat es mir gemacht, den Brief zu schreiben, aber so lange hat er mich gedrängt und mir erzählt, wie schlecht das Mädchen an ihm gehandelt hat, bis ich es endlich getan hab. Und gar seltsame Gedanken sind mir gekommen, da ich ihn schrieb, und ich hab gedacht, wie es mir wohl zumute wäre, wenn die Liesel auch so wäre, wie dieses Mädchen. Aber nicht möglich konnte das sein, und da ich nachher in meinem Spind die rote Rose hervorsuchte, die nun schon lange ganz dürr und trocken war, da sind

mir wieder die alten guten Gedanken gekommen.

Vor dem zweiten Weihnachten ist das gewesen in meiner Soldatenzeit, und dem Meister und der Meisterin habe ich mit ein paar kurzen dankbaren Worten glückliche Feiertage aus der Ferne gewünscht. Aber keine Antwort habe ich darauf bekommen, wie ich das früher gewohnt war. Aber der Steffens, der nach den Feiertagen auf Urlaub nach Hause ging, brachte mir Grüße mit und ein paar harte Taler dazu. Nicht für ungut solle ich es nehmen, daß sie mir nicht geschrieben, haben sie bestellt; aber sie hätten ja gewußt, daß der Steffens nach Hause käme und die Bestellung an mich gern ausrichte. Allen ginge es gut und der Liesel auch.

„Der Liesel auch?“ fuhr ich den Steffens an, da ich glaubte, daß er meiner spotten wollte. „Wie kommst du dazu?“

„Nur nicht so hitzig,“ meinte er gelassen. „Wenn deine Meisterin mir das im Vertrauen bestellt, so wird es doch keine Beleidigung sein, wenn ich es dir ausrichte.“

Da war ich wieder guter Laune, und die hab ich auch nicht mehr verloren. Vielmehr ist sie noch immer besser geworden, denn nun gings ja schon bald dem Ende zu, und nicht lange dauerte es mehr, dann ging es nach Hause.

Endlich ist der Tag gekommen, wo die zwei Jahre hinter mir lagen und ich heimkehren durfte.

Dem Steffens und den anderen, die bei mir waren, bin ich vorausgeeilt, und an einem schönen Septemberabend stand ich wieder vor Meister Röhrig's Haus. In der Stube haben die Alten gesessen bei der Lampe und mein Brief, worin ich mitgeteilt, daß ich wiederkäme, hat vor ihnen auf dem Tisch gelegen.

„Guten Abend, Meister! Guten Abend, Meisterin!“

Aber keine Hand hat sich der meinen entgegen gestreckt, und kein Sterbenswörtlein haben sie auf meinen Gruß zurückgegeben. Nicht einmal angesehen haben sie mich.

„Was ist's, Meister?“ hab ich da ganz hänglich gefragt und wußte nicht, woran ich war. „Komme ich Euch nicht recht?“

„Freilich nicht!“ hat der Meister ganz hart gesagt. „Und viel besser wäre es gewesen, du hättest es uns gespart, daß wir dich wiedersehen müssen, denn nicht sonderlich viel Freude macht es uns!“

Das hat mich ins Herz getroffen. „Gern will ich wieder gehen, Meister,“ habe ich gesagt, „aber wissen möchte ich, was Ihr gegen mich habt.“

„Frag nicht noch so,“ hat er mich da ganz barsch angefahren. „Weißt du nicht mehr, was du mir damals von der Liesel gesagt hast? Gern willst du sie gehabt haben und hast den Narren mit ihr ge-

trieben! Belogen hast du uns alle, und ein ganz anderer bist du, wie du scheinst!"

"Haltet ein, Meister! Gott soll mich strafen, wenn ich weiß, was Ihr wollt. Gern hab ich die Liesel, und nichts hab ich ihr zuleid getan."

Geschrien hab ichs in die Stube hinein, und das Herz hat mir fast still gestanden vor Angst und Zorn.

"Willst noch Zeugen haben für deine Schlechtigkeit!" fuhr der Meister auf. "Frau, sag's ihm doch! Die Liesel hat dir den Brief doch gezeigt."

"Wahr ist's!" sagte die Meisterin. "Vor Weihnachten war es, und eine feine Bescherung ist's für die Liesel gewesen."

Da ist mir plötzlich ein Licht aufgegangen, und ich hab an den Gefallen gedacht, den ich dem Steffens damals getan. Und eine große Angst ist mir da von der Seele gefallen.

"Scht, ein schlechter Streich ist das gewesen, an dem ich keine Schuld hab!" Alsdann habe ich erzählt, wie es sich verhielt: von dem Brief und von den Grüßen und auch von dem Geld, das mir der Steffens vom Urlaub mitgebracht.

Da hat der Meister aufgeschorcht. "Geld hätten wir dir geschickt und Grüße?"

"Freilich!"

Und nochmals habe ich's erzählt. Da endlich haben sie mir geglaubt.

"Setz dich," hat der Meister gesagt, und mir einen Stuhl hingeschoben. "Nun glaub' ich dir selbst bald, was du sagst. Aber, wenn der Steffens dir Geld mitgebracht hat, so war das wohl, um dich zu beruhigen und der Müller-Matthes hat es ihm gegeben."

"Der Müller-Matthes?"

"Ja, der! Die Liesel ist ja jetzt seine Frau!"

— Wie ein Donnerschlag hat mich das Wort getroffen und ich bin aufgesprungen.

"Nehmt's zurück, Meister," habe ich atemlos gestammelt. "Nicht wahr kann's sein!"

Aber geschwiegen hat er, und der Meisterin sind die Tränen in die Augen gekommen. Da wußte ich, daß ich die Liesel verloren hatte, und ich hab' nicht mehr gefragt.

Eine Weile hat's gedauert, da haben sie draußen auf der Straße gesungen. Die anderen waren es, denen ich vorausgegangen war. Die Tür hab' ich aufgerissen und hab' mich auf den Steffens gestürzt.

"Herein, du Judas!" Und in die Stube vor den Meister hab' ich ihn geschleppt.

Betrunken war er und zitterte an allen Gliedern. "Gesteh' ein, was du verbrochen hast," hab' ich ihn angedonnert, "oder —"

Gewimmert hat er da vor Angst. Der Müller-Matthes hatte ihn mit Geld so weit gebracht.

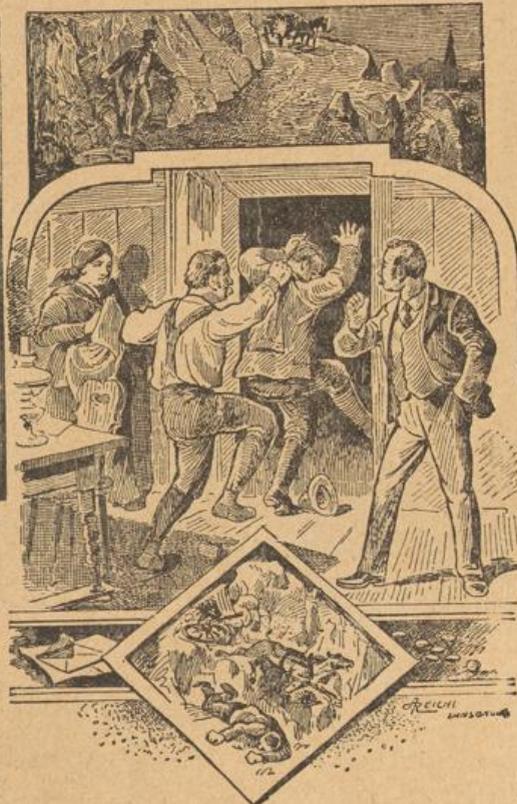
"Heraus, du Lump!" hat da der Meister ihn angeschrien. "Hier sind die Taler, die du dem Heinrich gegeben hast, du Elender!" Das Geld hat er auf die Straße geworfen und den Schut hinterher.

Die halbe Nacht haben wir drei noch beieinander gesessen, dann bin ich aufgestanden. "Viel besser ist's," habe ich gesagt, "ich gehe noch heute abends wieder fort. Wohl leichter vergißt sich das in der Fremde, als hier."

"Recht hast du," meinte der Meister. "Aber,"

sagte er und klopfte mir väterlich auf die Schulter, "vergiß nicht, heimzukommen; denn nun bist du uns wieder das, was du uns früher warst. Und wenn du in Not kommst odex Krankheit, so laß es uns wissen."

Ich hab' gedacht. "Werd' Euch nie vergessen draußen. Und nun behüt' Euch Gott!" Die Hand hab' ich ihnen gedrückt und bin traurig durch die Nacht davongegangen.



„Heraus, du Lump!“ hat da der Meister ihn angeschrien. „Hier sind die Taler, die du dem Heinrich gegeben hast, du Elender!“

*

Bin manche Straße dann gezogen und hab' manche Stadt gesehen weit im Land. Hab' auch tüchtig geschafft, und wenn die Gedanken mich plagten, dann hab' ich so lange den Hammer geschwungen, bis es drinnen im Herzen ruhig geworden ist. Aber nirgends habe ich lange Rast gemacht, und bin gewandert wie der ewige Jude.

Ein halb Duzend Jahre ist das so gegangen, da bekam ich einen Brief von der Meisterin. Der Meister sei krank, stand darin, die Arbeit liege darnieder, und gern hätten sie, wenn ich käme.

Ein paar Tage hab' ich gezögert, dann aber habe ich mich auf den Weg zu den guten Alten gemacht, die über mein Kommen herzlich froh waren. Nun stand ich wieder in der alten Schmiede und hab' gehämmert von morgens bis abends. Und noch notwendiger war mir das jetzt, als in den Zeiten meiner Wanderschaft. Denn mich selbst beherrschen hab' ich müssen, wenn Leute, die in die Schmiede kamen, oft von der Kreyerwindmühle erzählten und vom Matthes, der ein Trinker geworden war und seine Frau mißhandelte und schlug, so oft er im Rausch nach Hause kam. Aber eines Abends konnte ich es nicht länger über's Herz bringen und mußte fragen.

„Geht's der Liesel gar so schlecht, Frau Meisterin?“

Die alte Frau nickte. „Zugrunde geht das arme Menschenkind, und ihr Vater, der sie mit dem Müller-Matthes zusammengezwungen hat, kann's nie und nimmer verantworten.“

„Gesehen hab' ich sie noch nicht, seit ich nun wieder hier bin, und so gern sähe ich sie doch einmal!“

„Kein Trost würde es dir sein, denn gar zu krank und elend sieht sie aus, und alt wird sie wohl auch nicht werden.“

Da hab' ich geschwiegen und nichts mehr gefragt. Aber über meinem Grübeln und Hadern ist mir ein furchtbarer Gedanke allmählich im Herzen groß geworden.

Aus dem Dorfe bin ich eines Abends heruntergeschlichen und hab' dem Müller am Kreyerwed aufgelauret. Ganz fest war ich entschlossen, wenn er um Mitternacht aus dem Dorfe kam und wieder betrunken auf dem Wagen lag, ihn mit Pferd und allem in die Tiefe fahren zu lassen. Hinter einem Busch hab' ich gestanden und aufgepaßt. Drunter in der Mühle hat noch Licht in einer Kammer gebrannt, und wie ich das gesehen hab', ist's mir noch wilder geworden im Herzen, und ausgedacht hab' ich mir, wie die Liesel doch noch mein werden würde, und ich könnte sie dann all ihren Gram vergessen lassen und sie noch lieber haben als früher. — —

Spät ist's schon gewesen, da sah ich vom Dorfe her ein Licht herunterschwanen, und einen Wagen hört' ich den Kreyerweg herabrollen. Das war der Müller, und nun mochte Gott ihn gnädig sein, auf seiner letzten Fahrt.

Aber da hat auf dem Kirchturm hier im Dorfe die Uhr Mitternacht geschlagen, und so ernst hat das geklungen, so still und feierlich in die stille Nacht hinein, daß ich zusammengeschocken bin, und gewesen ist's mir, als rief mir der Herrgott selbst aus seinem Hause zu: „Ein Verbrechen ist's, ein Mord, und wenn du ihn begehst, so bist du mir verfallen!“

Da ist's aus mit mir gewesen, und wie ein Kind hab' ich mein Leid ausweinen müssen. Ganz still hab' ich den Müller, der schnarchend auf dem Wagen lag, vorbeifahren lassen.

Acht Tage darauf ist mein guter Meister ruhig ins Jenseits hinübergegangen. Gefegnet hat er mich wie seinen Sohn, und es ist mir gewesen, als habe ich meinen Vater verloren. Gott hab' ihn selig, den guten Meister!

Und am zweiten Abend, da er auf der Totenbahre gelegen und ich mit der Frau Meisterin die Totenwache gehalten hab', da ist die Geschichte passiert mit dem Müller-Matthes. — Mit Pferd und Wagen ist er das Kreyerwed hinuntergefahren und hat dabei den Hals gebrochen. Am Abend ist er mit einem schweren Rausch zu Tal gefahren und, wie immer, hat er sich auf den Wagen gelegt und ist sorglos eingeschlafen, und am andern Morgen haben sie ihn dann gefunden. Er war tot und schrecklich verstümmelt und das Pferd auch; der Wagen war zersplittert, die Säcke zerrissen und der Weizen zerstreut.

Seht, Herr, so kam es, daß in diesem Jahre bei den Felsen am Kreyerwed Weizen gesät worden ist; und es ist ihm ergangen, wie dem Weizen, von dem in der Schrift steht. — Nur ein kleiner Teil hat bei diesem traurigen Säen etwas gute Erde gefunden und ist leidlich groß geworden in den Felsenrigen. Schneiden hat ihn allerdings niemand können und die Vögel haben ihn aus den Aehren gepickt.

Nach langen Jahren hab' ich die Liesel damals wiedergesehen. Und erschrocken bin ich, da ich sie nun erblickte. So müde haben die Augen dreingeschaut, die früher so blank und fröhlich mir zugewinkt, und ihr Gesichtchen ist so schmal und todtblaß gewesen, daß es mir einen Stich ins Herz gegeben hat.

Lange haben wir uns stumm gegenübergestanden und haben kein Wort sagen können vor lauter Leid. Nur mühsam hab' ich das Weinen unterdrücken können.

„Betrogen haben sie uns, Liesel, und elend gemacht!“

„Ich weiß es, Heinrich! Und nun ist alles zu spät!“

„Nicht sagen darfst du das!“ hab' ich gerufen. „Noch kann ja alles gut werden!“

Aber den Kopf hat sie geschüttelt und ist schluchzend fortgegangen.

Nun hat sie wieder uns gegenüber gewohnt und manchmal am Fenster hinter den Blumen gestanden und hat wieder meinem Wert zu gesehen, wie früher. Aber ganz anders ist es nun gewesen: die Liesel habe ich nicht mehr lachen gehört, und mir ist die Arbeit eine Qual gewesen. Ganz Kleinkant und verlegen ist um diese Zeit der Vater der Liesel zu mir geschlichen.

„Heinrich,“ hat er ganz schüchtern gesagt, schwer versündigt hab' ich mich, daß ich mein Kind dir gestohlen und dem Nichtsnuß gegeben hab', der ihrer nichtwert gewesen ist. Aber nicht glauben kann ich, was die Leute sagen: daß die Liesel nicht mehr gesund werden soll. — Nur einer kann sie am Leben erhalten, und das bist du!“

„Gar zu viel traut Ihr mir zu,“ hab' ich da erwidert, „und schwer wird's mir gelingen, gutzumachen, was Ihr an Eurem Kind verbrochen. Versuchen will ich's, aber nicht Euch zuliebe, denn Ihr verdient es nicht.“

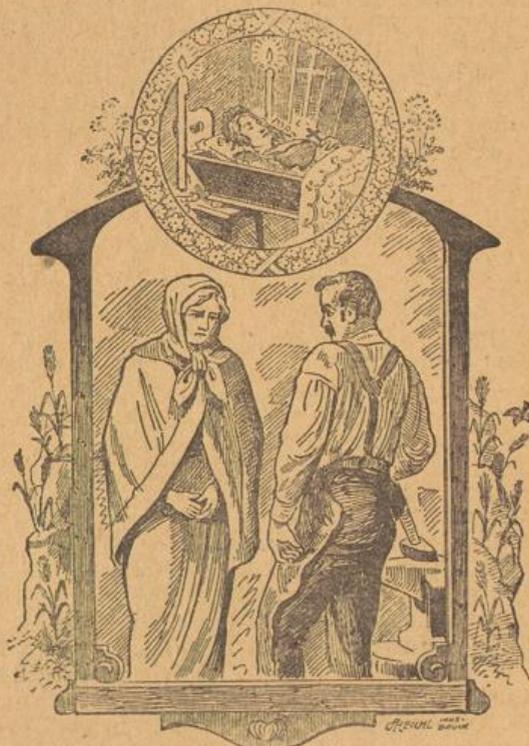
Oftmals hab' ich nun nach Feierabend drüben bei der Liesel gegessen und all meine Liebe und mein Leid ihr erzählt. Aber nicht froh hat sie mehr werden können; ihre Wangen sind blaß geblieben und bleicher und schmaler geworden von Tag zu Tag. Und wenn ich ihr von der Zukunft vorge-redet habe, dann hat sie den Kopf geschüttelt und hat auf kein Glück mehr hoffen können.

Arg schwer ist's mir gefallen, zu sehen, daß für den Tod kein Kränkchen gewachsen ist, und daß auch die Liebe nichts gegen ihn vermag, aber endlich hab' ich es doch glauben müssen. — Als im Frühjahr der Herrgottweizen am Krehered dürftig und kümmerlich, aber grün und gesund aus dem bischen Grund zwischen dem Gestein herausgewachsen ist und der Goldblad vor Liesels Fenster wieder geblüht hat, da ist es mit ihr zum Sterben gekommen.“

Ein Weilschen hielt der Alte ein und ging nachdenklich die Stube auf und ab.

„Manch' Jahr ist es her, und alt und grau bin ich seitdem geworden. Allzu lang wird es auch mit mir nicht mehr dauern. Wie Gott will! Aber wenn Ihr dann später mal wieder am Krehered

vorbeikommt, dann denkt ein wenig an die Gelschichte von dem Weizen zwischen den Felsen und betet ein Vaterunser für den Alten, der sie Euch erzählt.“



„Betrogen haben sie uns, Liesel, und elend gemacht.“



Humoristisches.

Rätsel. Köchin (als die Frau Hauptmann nicht dulden will, daß sie einen Soldaten in der Küche hat): „Wirklich, ein Rätsel, diese Frau hat einen Hauptmann genommen und ist militärfeindlich.“

Er blich belastet. Der kleine Max hat seine Rechenaufgaben wieder falsch gemacht. „Wenn das noch einmal vorkommt, muß ich an deinen Vater schreiben!“ sagt der Lehrer. „Der hat mir ja gehoffen!“ pläzt Max heraus. „So. Was ist denn dein Vater?“ „Zahlflecker!“ gibt Max zur Antwort.

Kardinal Rohan in Ettenheim.

Von C. Henninger.

In der Stadtkirche zu Ettenheim ist ein einfaches Grab. Kein Leichenstein, kein Name, nur ein einfaches Kreuz im Bodenbelag zeigt seine Stelle an. Und doch hat der stille Bewohner dieses Grabes einst viel von sich reden gemacht, da er noch lebte. Dieser Mann ist der Kardinal und letzte Fürstbischof von Straßburg, Ludwig Kenatus Eduard Prinz von Rohan Guemence.

Prinz Ludwig wurde zu Paris am 25. September 1734 als Sohn des Herkules Meriadeck von Rohan geboren. Er war der dritte Sohn seiner Eltern und wurde als „nachgeborener“ Sohn nach der Unsitte jener Zeit schon als Kind für den geistlichen Stand bestimmt. Dieser Beruf hat ihn aber nicht glücklich gemacht trotz der hohen Würden, die er erlangte. Und auch er hat dem Berufe keine Ehre bereitet durch sein Leben. Aber der Zwang seiner Eltern und die Zeitansehung entschuldigen vieles und seine letzten Lebensjahre bringen ihm auch bei der Nachwelt ein gnädiges Urtheil.

Fast im ganzen 18. Jahrhundert hatten Mitglieder aus der Familie Rohan den fürstbischöflichen Sitz von Straßburg inne. Der junge Abbé Ludwig von Rohan wurde schon im Alter von 25 Jahren zum Koadjutor seines Onkels, des Fürstbischofs von Straßburg, gewählt und im Jahre 1760 zum Bischof von Kanopolis geweiht.

Aber den jungen Rohan litt es in dem kleinen Straßburg nicht. Es zog ihn an den Hof von Versailles. Er reiste dahin und wurde zum Großbotschafter Frankreichs in Wien ernannt, wo er im Jahre 1772 anlangte. In Wien beförderte er mit allen Kräften die Vermählung der Maria Antoinette mit dem späteren Ludwig XVI., deren beider Haupt in der Revolution unter der Guillotine fallen sollte.

Sein Leben jedoch erregte Aergernis, und leichte, böshafte Bemerkungen über die Kaiserin Maria Theresia verscherzten ihm die Gunst von Maria Antoinette, die er nie wieder erlangen konnte.

Auf Betreiben des Polenkönigs Stanislaus Leczinsky beim heiligen Stuhle wurde Rohan trotz dieser Vorgänge 1778 zum Kardinal ernannt. Straßburg zählte jetzt zwei Kardinäle: den Fürstbischof und dessen Koadjutor.

Aber auch die neue Würde tröstete unsern Rohan nicht über den Verlust der königlichen Hulde. Er gab sich alle Mühe, sie wieder zu gewinnen. Da fiel er einer Betrügerin, der „Gräfin“ Lamothé, in die Hände, welche ihm ihre Vermittlung anbot. Rohan glaubte der Betrügerin. Sie ließ

im Namen der Königin große Summen von ihm, und als der letzteren ein kostbares Halsband für anderthalb Millionen Lires zum Kauf angeboten wurde, veranlaßte sie ihn durch einen gefälschten Brief der Königin, sich für die ratenweise Bezahlung der gewaltigen Summe durch die Königin zu verbürgen. Die Betrügerin behielt die Diamanten für sich, und als die Zahlungen der Königin ausblieben, kam der Betrug an den Tag und auch die Rolle, welche der Kardinal dabei gespielt hatte. Es gab einen gewaltigen Hoffskandal. Der Kardinal wurde vom Gericht zwar freigesprochen, aber vom Hofe verbannt.

So kehrte Rohan gezwungenerweise in sein Bistum zurück, wo inzwischen sein Oheim am 11. März 1779 gestorben war. Die Untertanen nahmen den lebenswürdigen Landesfürsten mit der größten Freude auf. Sie hatten nie an seine Schuld geglaubt. Auch in Ettenheim hielt man die schlimmen Gerüchte, die über den Kardinal durch das Land gingen, nur für böswillige Verleumdung der „Zeitungsreiber“.

Die Verhältnisse in Frankreich näherten sich indessen einem schlimmen Abgrund. Die Schuldenlast war ins Ungeheure gestiegen. Ueberall gährte es auf dem Lande und noch mehr in den Städten. Der König berief im Jahre 1789 in der allgemeinen Not die Nationalversammlung, aus deren Mitte aber das furchtbare Ungeheuer der Revolution aufstieg.

In dieser Versammlung erschien auch der Kardinal Rohan, gebührt von den verginigen Distrikten Hagenau-Weißenburg. Er hatte zwar die Wahl das erstemal abgelehnt, war aber nach dem Tode des Abgeordneten Abbé Louis wieder gewählt worden und hatte dann angenommen.

Er nahm noch im gleichen Jahre persönlich in seinen rechtsrheinischen Aemtern Ettenheim und Oberkirch die Huldigung der Untertanen entgegen. Dann eilte er nach Paris und legte dort gegen den Stand der Dinge Protest ein.

Aber den Geist der Revolution konnte auch er nicht bannen. Selbst in seinem Bistum erhoben sich Unruhen. Er fühlte sich daselbst nicht mehr sicher und floh am 13. Juni 1790 mit einem Gefolge von sechzig Personen von Bensfelden über den Rhein nach dem Kloster Ettenheimmünster. Hier wollte er bleiben, bis sein Schloß in Ettenheim, das jetzige Amtshaus, für ihn hergerichtet war. Am 12. Dezember 1790 siedelte er nach Ettenheim über. In feierlichem Zuge geleitete der

Stadtrat den Fürsten unter dem „Himmel“ in das Gotteshaus, wo ein feierliches Te Deum abgehalten wurde. Dann zog die Prozession hin zum Schloß. Am Abend wurde dieses, sowie das Rathaus und der ganze Marktplatz festlich beleuchtet.

Jetzt begann für den armen Kardinal ein dreizehnjähriges Stilleben voll Kümernissen und Entbehrungen. Es war in vielen Stücken ein Bußleben, aus dem ihn erst der Tod erlöste, ein Leben aber auch wieder, verschönt und verklärt durch die innige Liebe der Untertanen.

Ettenheim zählte damals mit der Stabhalterei Ettenheimweiler ungefähr 2000 Einwohner. Es war ein armes Städtchen und hatte fast durchweg kleine Häuser, denn das Glend des 30jährigen Krieges wirkte noch nach.

Der Kardinal bezog das Amtshaus. Bei ihm wohnten sein Schwager, der alte Prinz von Rohan-Rochefort, dessen Gemahlin und die Tochter derselben, die schöne junge Prinzessin Charlotte, welche später mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Enghien, so unglücklich werden sollte. Die anderen Personen seiner Umgebung mußten in der Stadt Unterkunft suchen, so gut es eben ging.

So war der Kardinal in seiner kleinen Residenz untergebracht. Klein war sein Land geworden, es bestand nur noch aus den Aemtern Ettenheim und Oberkirch. Klein war auch sein Einkommen, bitter genug für einen Mann, der sonst jährlich über mehr als eine Million Franken zu verfügen hatte.

Der Landesfürst konnte sein Bistum und Frankreich nicht vergessen. Doch das Unglück machte ihn groß und festigte namentlich seinen kirchlichen Geist.

Die Nationalversammlung in Versailles war indessen auf dem Weg der Revolution weitergeschritten und hatte eine durch und durch unkirchliche Zivilkonstitution für den gesamten Klerus erlassen. Obwohl der Papst sie verwarf, fanden sich doch Bischöfe und Priester, welche sie beschworen. Auch der Kardinal Rohan wurde vom Zivilprokurator von Straßburg aufgefordert, er solle nach Straßburg heimkehren, die Zivilverfassung beschwören und bei der Geistlichkeit seines Bistums einführen. Aber Rohan gab die wahrhaft apostolische Antwort: „Ich kenne meine Pflichten. Und wenn ich Belehrungen brauche, suche ich sie im Evangelium und in den Kirchenbeschlüssen, nicht aber bei dem Departement-Direktorium.“ Das war ein mutiges Wort, wenn man bedenkt, daß Rohan nur zwei Stunden von der Grenze entfernt wohnte, wo er leicht hätte aufgehoben und weggeschleppt werden können, wie es später mit dem Herzog von Enghien geschah.

In ähnlichem Befennermute antwortete er auch dem Bürgermeister von Straßburg und in flammenden Hirtenbriefen forderte er seinen Klerus und seine Diözesanen zur Treue gegen die Kirche auf.

Die Regierung entsetzte Rohan deshalb seines Bistums und befahl, in Straßburg ohne Verzug einen neuen, sogenannten konstitutionellen Bischof durch die Bürgerschaft wählen zu lassen. Leider fand sich ein Priester bereit, dieses Amt zu übernehmen. Er hieß Franz Anton Brendel und war Professor des Kirchenrechtes. Von 419 Stimmen fielen 311 auf ihn. Dabei wählten Protestanten und Juden mit.

Der Kardinal legte gegen diese Wahl Verwahrung ein und erklärte den Unglückseligen für exkommuniziert. Brendel legte aber erst später sein Amt nieder und starb unverdöhnt mit der Kirche im Jahre 1799 als Archivbeamter.

Die Verhältnisse im Elsaß wurden immer haltsloser und beförderten mächtig die Auswanderung. Bald nach Brendels Erwählung flohen die Seminaristen aus dem großen Seminar zu Straßburg und kamen nach Ettenheim zu ihrem rechtmäßigen Bischof. Rohan hatte große Mühe sie unterzubringen. Die meisten wurden von den Klöstern Ettenheimmünster und Allerheiligen aufgenommen. Den Seminaristen folgten viele Welt- und Ordenspriester, welche ja von den französischen Revolutionshelden vielfach wie wilde Tiere gehezt wurden. Auch ihr Weg führte zuerst zu ihrem Bischof nach Ettenheim. Die Zahl wurde immer größer. Im Oktober des Jahres 1792 waren 117 Priester aus dem Elsaß in der Stadt Ettenheim. Jeden Tag dauerten die heiligen Messen vom Morgen in der Frühe bis Mittag um 12 Uhr. Das Kloster Ettenheimmünster mußte dem Stadtpfarrer dazu 70—80 Dhm Meßwein stellen.

Des Kardinals Gastfreundschaft ging noch weiter. Er lud auch die königlichen Prinzen von Frankreich zu sich ein. Am 2. Januar 1792 folgte der Prinz Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, gewöhnlich Herzog von Enghien genannt, dieser großmütigen Einladung. Er kam nach Ettenheim, und als er die Richte des Kardinals gesehen hatte, da fand er in ihr eine gleichgesinnte Seele, von der er sich nicht mehr trennen konnte. Immer und immer wieder zog es ihn nach Ettenheim zur edlen Prinzessin Charlotte. Er ließ sich schließlich im Jahre 1802 ganz in Ettenheim nieder, bis ihn hier 1804 der Blutbefehl Napoleons traf, von dem ich den Lesern ein andermal zu erzählen gedenke.

So oft beim Kardinal hoher Besuch eintraf, erwachte in ihm der Fürst. Dann ging es hoch her

im Schlosse zu Ettenheim. Da wechselten Bälle und Abendgesellschaften, Gastmähler und in der Fastnachtszeit Maskeraden ab. Noch lange bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wandelte ein kleines Weiblein durch die Straßen Ettenheims. Es hieß im Volksmunde nur das „Tortengretchen“, weil es als Kind einmal bei einem solchen Mahle in einer Pastete als Schaugericht aufgetragen worden war.

Aber Rohan wollte nicht nur durch bloßen Widerstand gegen die Revolution dem königlichen Hause von Frankreich helfen. Er traf auch Anstalten, tätig an der Wiederherstellung des Königthums zu arbeiten. Wie der Prinz von Condé am Niederrhein ein Heer aus den französischen Ausgewanderten sammelte, tat es der Vicomte Andreas Bonifaz von Mirabeau in Baden. Und der Kardinal machte Ettenheim zu einem Hauptverberplatz für die Ausgewanderten. Schon im Jahre 1791 waren 500 Mann bei Ettenheim versammelt, bald waren es 700. Diese Soldaten fanden aber in der Stadt keinen Platz. Sie wohnten in einem befestigten Lager außerhalb der Mauer und wechselten oft den Platz desselben. Nur die Offiziere erhielten Wohnungen in der Stadt. Der Kardinal hatte an seinen Soldaten eine große Freude. Er ernannte ihnen einen Feldpater, der jeden Sonntag im Lager einen Feldgottesdienst abhalten mußte. Mittags war dann Konzert und Tanz dajelbst. Bei allen kirchlichen Feierlichkeiten mußten die Soldaten in der Stadt mitmachen. Aber bald nach Jahresfrist zog diese Legion des Mirabeau nach Renchen ab. Man sah sie nicht gern scheiden. Es waren meistens ordentliche Leute, die es sich wohl sein ließen und in der Stadt alles bezahlten, was sie brauchten.

Nun folgte ein fortwährendes Truppengeschlebe in der ganzen Umgegend von Ettenheim, bis der Franzosenbruch im Jahre 1796 den Kardinal für einige Zeit in die Flucht trieb und bittere Kriegszeiten über die Stadt verhängte.

Wohi waren immer Wachsoldaten aus dem Reich in Ettenheim für den Fürsten amwesend; aber Rohan schuf noch dazu eigenes Militär: Leibhusaren und Leibgrenadiere, die weiter aber nichts zu tun hatten, als zu paradien.

Während so der Kardinal den Blick auf das Große gerichtet hatte, vergaß er das Kleine keineswegs. Von Tag zu Tag gewann er sich das Vertrauen seiner Untertanen mehr und schlang ein festes Band der Liebe um sich und sein Volk. Da war es zuerst sein neuerwachter kirchlicher Sinn, der den Gläubigen so sehr gefiel. Ettenheim hatte einige Jahrzehnte lang Geistliche gehabt, die nicht waren, wie sie sein sollten. Nun sahen die Ein-

wohner aus nächster Nähe ihren Fürstbischof in seinem Glaubensleben. Sie sahen, wie er am Muttergottesaltar Messe las und wie er dann gewissenhaft an Sonn- und Feiertagen dem übrigen Gottesdienste beiwohnte. Im Jahre 1791 ließ Rohan auf die Sakristei eine Kapelle mit Fenster in den Chor der Kirche bauen, um da ungestört beten zu können. War eine Prozession am Fronleichnamstag oder war sonst ein Bittgang, dann nahm der Kardinal in feierlicher Weise daran teil und alle Beamte wurden dazu befohlen. Auch für die Filiale Ettenheimweiler sorgte er. Jeden Tag mußte ein Franziskanerpater hinaus und um sieben Uhr dort eine heilige Messe lesen. Besonders groß war die Feierlichkeit an Festtagen. Gegen Mitte der neunziger Jahre kam auch der Straßburger Weihbischof Johann Jakob Lanz, Bischof von Dora, in die Stadt, so daß nunmehr zwei Bischöfe in Ettenheim waren. Der Weihbischof starb aber bereits am Dreikönigstag 1799 und wurde vom Stadtpfarrer von Ettenheim beim Muttergottesaltar in der Pfarrkirche begraben.

Gewissenhaft hielt der Kardinal die Firmung ab, und er selbst teilte besonders gern am Gründonnerstag die heilige Osterkommunion aus. Auch hielt der Kardinal mehrmals die Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder ab.

Zu diesem Glaubensleben gesellte sich eine bezwingende Freundlichkeit gegen jedermann, auch gegen den Aermsten im Volke. Viele solcher Züge haben sich bis heute erhalten. Ritt er z. B. auf die Jagd — und das tat der Fürst immer noch gern —, dann warf er den Kindern auf der Straße Geldstücke zu. Sah er im Winter vom Schlosse aus die Leute auf dem Markte frieren, dann ließ er ihnen mitten auf dem Marktplatz ein Feuer anzünden, damit sie sich wärmen könnten. Als des Hermelinwirts Töchterlein Hochzeit hielt, sandte der Kardinal aus seiner eigenen Küche den Hochzeitsgästen Kaffee, damals noch ein seltenes Getränk.

Im Mai 1793 stellten die Ettenheimer „Ledigen“ dem Kardinal einen „Maienbaum“ vor das Schloß. Darüber freute sich der Kardinal sehr. Er ließ der Jugend unter dem Lindenbaum am Thomastor einen Tanzplatz aufschlagen. Da durften sie am Pfingstmontag nach der Vesper bis zum Abendläuten tanzen, während die Musik auf dem Baume saß und spielte. Und jede Ettenheimer Jungfrau bekam eine „Murr“ — d. i. ein Weden — geschenkt. Seine Freigebigkeit war groß. So war auch der Ludwigstag, am 25. August, der Namenstag des Kardinals, immer ein Fest ersten Ranges. Er wurde mit Festgottesdienst, mit Musik, Freitrunk und abends mit Beleuchtung des ganzen Marktplatzes gefeiert.

Durch dieses Leben und Treiben, das die Anwesenheit des Kardinals hervorrief, nahm Ettenheim einen ziemlichen Aufschwung. Die Emigranten brachten bares Geld in die Stadt. Es kam Verkehr und Handel. Auch die Kleinkunst, namentlich in Sticerei und Spitzen, kam etwas zur Blüte. Teils verkauften die Franzosen ihr Eigentum an solchen Stücken, teils lehrten sie die Ettenheimer Jugend in diesen Künsten, um für sich den Lebensunterhalt zu gewinnen. Manch ein Ettenheimer wurde unter einer solchen Spizenede zur hl. Tausche getragen. Es entstanden in jener Zeit auch eine Reihe von Kaffeehäusern, wo Kaffee, die Tasse zu drei Kreuzern, ausgehenkt wurde.

So flossen die Lebensjahre des Kardinals in Ruhe dem Ende entgegen. Im Jahre 1801 schloß Napoleon mit dem Papste Pius VII. das Konkordat. Infolgedessen verzichtete Rohan auf sein Bistum auf dem linken Rheinufer. Im Jahre 1802 kam Ettenheim an Baden. So verlor der Kardinal auch sein weltliches Besitztum und geriet

immer mehr in tiefe Schulden, welche nach seinem Tode zum Bankrott führten, nachdem seine kostbare Einrichtung geheimnisvoll verschwunden war. Noch eine Freude erlebte er. Es war die heimliche Verheiratung seiner Nichte Charlotte mit dem edlen Herzog von Engghien.

Im Februar 1803 ergriff ihn die Todeskrankheit, der er am 17. Februar 1803 erlag. Sterbend noch bereute er laut all die Fehler seines Lebens und erfüllte alle Umstehenden mit tiefer Rührung. Sein Leichnam wurde im Schlosse auf einem Paradebette ausgestellt und dann am 19. Februar vom Stadtpfarrer Gung von Ettenheim im Chor der Kirche auf der Evangelienseite zur ewigen Ruhe bestattet.

Ein tiefbewegtes Leben hatte im Vertrauen auf des Erlösers Barmherzigkeit nach Jahren der Buße Frieden und Ruhe gefunden.

Eine Büste des Kardinals steht heute noch im Rathause der Stadt Ettenheim.

■ ■ ■

Der Baum auf der Höhe.

Militärhumoreske von Max Karl Böttcher.

„Einjähriger! — Sie — Einjähriger!“

Alexander Schippke, der also Angerufene, war im gewöhnlichen bürgerlichen Leben, wo er das „einträgliche“ Amt eines königlichen Referendars bekleidete, durchaus nicht schwerhörig. Aber ein alter Freund, mit dem er abwechselnd die wichtigen Protokolle des Amtsgerichts verfaßte, hatte ihm den guten Rat gegeben: „Beim Militär kommst du am besten durch, wenn du im passenden Augenblick dich so kurzichtig und schwerhörig stellst, daß man ernstlich erwägt, dich in einer Blindenanstalt oder in einem Heim für Taubstumme unterzubringen.“ Und Alexander Schippke hatte diese also empfohlene Praxis zu wiederholten Malen mit Glück und Verständnis durchgeführt. Die Folge davon war, daß ihm der Stabsarzt eine große eiserne Schießbrille verordnete, und der freundliche Herr ihm auch anriet, sich ein Hörrohr zu kaufen.

Das letztere tat denn auch Schippke, erkannte aber ebenso wie sein Kompagniechef sofort, daß es einen nicht besonders guten Eindruck macht, wenn einer beim Bataillonsexerzieren mit dem Hörrohr im Gliede steht. Und so verlor er eines Tages mit Absicht aus Versehen die Hörtrumpete im Sande und ließ sich dann mit dem gleichmütigsten Gesicht von der Welt von seinen Vorgesetzten anschreien, als ginge ihn die ganze Sache gar nichts an.

„Sie mögen nur schreien,“ dachte er, „denn erstens stärkt das die Lungen, zweitens gibt das ein sinniges Farbenspiel: das Rot des Zornes, das Blau des Atemmangels und das Weiß der Erschöpfung. Rot-blau-weiß, das waren ja gerade seine Couleurfarben, als er noch in Freiburg i. B. als flotter Bursche ein freies Leben führte. Und drittens vergeht etwas Zeit, denn wenn der Korporal ihn zwei Minuten ohne Erfolg angeschrien hatte, verbreitete sich dieser eloquente Herr in einer zehnminütigen Rede an sein Volk, d. h. an die 22 Mann seiner Korporalschaft, über die Schwerhörigkeit im allgemeinen und über dieselbe bei Militärpersonen im besonderen, speziell bei Einjährigen. Er führte dann etwa folgendes aus: „Und überhaupt! — Ich habe das immer schon gesagt — wenn ein Soldat nicht hört, ist es gerade so, als wenn ein Hund nicht riecht, denn ein Hund, der nicht riecht — zeigen Sie nicht, der Gefreite dort im zweiten Glied! Und überhaupt! Wenn schon ein Gefreiter im zweiten Glied steht wegen seiner elenden krummen Knochen, dann habe ich die Nase voll — aber ordentlich — und überhaupt! Wie so einen Menschen mit einem Brandenburger Tore als Loosgelegenheit der Hauptmann zum Gefreiten machen konnte — so ein krummes Gewächs — ich meene natürlich Sie und nicht den Herrn Hauptmann — also, wenn so ein Hund nicht riecht, niemals riecht, ist das überhaupt kein Hund nicht,

niemals nicht, dann ist so een Hund wie ein Pferd ohne Beene, ein nutzloses, wertloses Tier, und genau so ist ein Soldat ohne Ohren — ich meene natürlich ohne Gehör. — Und überhaupt, was so ein Einjähriger ist, der nicht hört, der täte besser, er täte sich einen Mühlstein um seinen Hals und ginge in sein Büro, denn der ist beim Militär höchstens noch tauglich zum Knochenbrecher — zum Pflasterkasten!!! — Verstanden? He — ja?? — Und überhaupt Sie, der Einjährige Schippke, Ihr Ohr ist ganz einseitig ausgebildet, geradezu bloß für sein Kommando geeignet, nämlich für „Weggetreten!“ das hört Ihr Ohr stets, und wenn man es bloß hinhaucht wie ein alter, neunzigjähriger Greis. — Und überhaupt . . .“

An manchen Tagen variierte der Korporal seine Rede und setzte für den Hund ein Pferd und statt des Gefreiten im zweiten Glied rüffelste er den Spielmann Nauke am linken Flügel seiner Korporalschaft. — Jetzt stand aber der Einjährige Schippke nicht auf dem Kasernenhof, sondern auf dem Bivaktsfeld. — Er langweilte sich maßlos und hatte eben den Entschluß gefaßt, sich zu drücken, denn erstens war er nicht geneigt, etwa beim Zeltaufbau mit tätig zu sein oder gar Kochlöcher mit auszugraben, und zweitens sah er nicht weit vom Marktentender eine Anzahl junger Damen aus der nahen Stadt stehen, die wahrscheinlich die Absicht hatten, die interessanten Einzelheiten eines Bivakts zu besichtigen — und da Frauendienst über Heeresdienst geht, hatte er natürlich die Pflicht, sich den Damen als sachverständiger Mentor zur Verfügung zu stellen. — Also er wollte sich drücken.

Im Drücken war Schippke von virtuosenhafter Begabung, darin besaß er ein geniales Talent, um das ihn mancher Leutnant beneidete. Er hatte es fertig gebracht, sich von jeder Besichtigung zu drücken, und beinahe wäre es ihm gelungen, sich sogar vom Manöver zu drücken und eine ruhmreiche Stellung als Dauerposten vor Gewehr in dem Garnison-Wachkommando zu bekommen.

Und wie also Herr Schippke gerade über dem schönsten Drücken war, ertönte der Ruf: „Einjähriger, — Sie, Einjähriger!“

Schippke, der das natürlich hörte, ging ganz langsam seines Weges und bedachte, daß diese Stimme unbedingt dem Feldwebel Hirsch gehören müßte, der die Gewohnheit hatte, beim Ablick einer Kantine oder eines Marktentenders in den Ruf auszubrechen: „Einjähriger, — Sie, Einjähriger!“

Schippke sagte jetzt leise vor sich hin: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Bier!“ und lachte in sich hinein.

Der Ruf kam näher: „Einjähriger, Sie, Einjähriger!! Mensch, sind Sie taub?“

„Das könntest du nun bald wissen, du Hirsch!“ dachte Schippke und ging weiter. Und hinter ihm schrie es her in hohen Fisteltönen: „Einjähriger, bleiben Sie doch stehen!“



Vor ihm stand, leuchtend vor Zorn und Atemnot, nicht Feldwebel Hirsch, sondern ein Mann mit breiten, roten Streifen an den Hosen.

„Das könnte dir passen!“ dachte Schippke und er ging unbeirrt seines Weges.

„Eiiiiiiinjähriger, — Eiiiiiiinjähriger!“ Dem Rufer schnappte die Stimme über.

„Jetzt wird er bald Atembeschwerden kriegen,“ dachte Schippke und er freute sich schon auf das blau-rote Gesicht. Aber auf einmal hörte er laufende Schritte hinter sich und fühlte sich dann unsanft am Arme gepackt.

„Na, nu wirds gut!“ rief er und drehte sich um, und vor Schreck vergaß er, sich über das blaurote Gesicht des anderen zu freuen, denn vor ihm stand, leuchtend vor Zorn und Atemnot, nicht der Feldwebel Hirsch, sondern ein Mann mit breiten, roten Streifen an den Hosen, mit glitzernden Sternen auf der Brust, so vielen, daß ihm einer davon schon zum Halse heraushing und mit einem mäch-

tigen, grauen Löwenhaupte. Und im allgemeinen hat ein solcher Mann im militärischen Leben verhältnismäßig viel zu sagen, erstens, weil er rote Streifen an den Hosen hat, zweitens, weil er mehr kann, als die anderen, wenigstens nach seiner Ansicht, drittens, weil er immer recht hat, und viertens, weil er das höchste Gehalt in der Armee bezieht und mit Erzellenz angesprochen wird — von solchen Soldaten wenigstens, die auf seine Achselstücke schauen können, denn er war eines Hauptes länger als alles Volk. Kleinere Soldaten, die nicht die zwei Sterne auf den goldenen Epauletts erkennen, nannten ihn allerdings mitunter bloß „Herr General“, und hatten dann das Vergnügen, drei Tage in der Wanne darüber zu grübeln, welcher Unterschied ist zwischen einem General und einem kommandierenden General mit dem Prädikat „Erzellenz“.

Also Se. Erzellenz der Herr Korpskommandeur hatte jetzt wieder Lust und benutzte sie dazu, dem Einjährigen einige freundliche Worte zu widmen, die darin auslängen: „Sie Mensch, — Sie Mensch!“

Der Mann muß Naturwissenschaftler sein, da er so ohne weiteres mit einer verblüffenden Sicherheit feststellt, zu welcher Klasse von Animalia ich gehöre, dachte Schippke. Der General aber fuhr fort: „Ich lasse Sie füsilieren, — ich schicke Sie drei Jahre auf Festung, — zum mindesten aber zwei Tage in die Lade . . .“

„Jetzt wird er schon bescheidener,“ dachte Schippke, verhehlte sich aber keinen Augenblick, daß seine Lage zum mindesten nicht sonntäglich genannt werden konnte. Ein Stück der allgemeinen Vorpostenunterweisung schwebte ihm vor: „Ist Gefahr im Verzuge oder ein Angriff erkannt . . .“ — Na, das war schon mehr wie Gefahr und ein offensichtlicher Angriff, und er beschloß, sich mit Geistesgegenwart aus der Affäre zu zerren.

Und als der General jetzt fragte: „Sie Mensch, sind Sie taub?“ — da fragte er ganz harmlos: „Wie meinen Ew. Erzellenz?“

Und der hohe Herr schrie: „Ob Sie taub sind?“

„Tauben?? Wo, Ew. Erzellenz?“

Schippke drehte sich harmlos im Kreise und tat, als suche er Tauben. — Der General machte eine hilflose Geberde und sagte: „Sehen Sie ganz draußen auf der Höhe den einzelnen Baum und daneben wie ein Pünktchen einen Reiter? — Das ist mein Adjutant.“

Schippke ahnte sofort, was los war. Sein Argusauge erkannte sofort in der angegebenen Richtung etwa fünf Kilometer weit, mitten im Feld einen Baum und daneben einen Reiter, und er überlegte: „Bloß aus reiner Freude an einer Unter-

haltung mit mir erzählt mir der hohe Herr gewiß nicht die interessante Geschichte von dem Baum und dem Adjutanten, sondern der liebe Herr hat vielleicht die menschenfreundliche Absicht, mir einen Privatfelddienst zu verschaffen, weil er mich tatelos auf dem Bivakfelde umherbummeln sah und er ein geschworener Feind alles Bummelns ist, wenigstens bei anderen. Da ich nun heute schon zehn Stunden marschiert bin und außerdem nicht den geringsten Sinn für zehnkilometrische Einzelmärsche habe, es sei denn, daß mich die Regimentskapelle begleitet, und noch weniger Interesse für einzelstehende Bäume mit danebenhockenden Adjutanten — denke ich nicht daran, per pedes dort hinauszupinschern.

Also werde ich jetzt einen Kleinkrieg mit dem General beginnen.

Er packte nun umständlich seine Schießbrille aus und setzte noch einen Klemmer davor und stierte nun wie ein geblendetes Rebhuhn nach der von Sr. Erzellenz bezeichneten Gegend.

„Haben Sie den Baum, Einjähriger?“ fragte Se. Erzellenz.

„Gleich hier-unten im Tale? — Ja.“

„Ach wo! — Auf der Höhe da draußen — vielleicht sechs bis sieben Kilometer.“

„Pfiu Teufel!“ dachte Schippke. „Es sind sogar sechs bis sieben Kilometer und ich mit meiner naiven Bescheidenheit hatte höchstens mit fünf gerechnet. — Entfernungsschätzen schwach. Na, nun wird natürlich gleich gar nichts daraus, mein Verehrtester, und wenn du klug wärest, erspartest du mir und dir die Qual und drücktest dich.“

Und laut sagte er: „Ich kann keine Höhe erkennen, Herr General.“

Se. Erzellenz stellte sich sofort so, daß Schippke auf seine Achselstücke sehen konnte, und er sagte dann: „Ja, Einjähriger, dann nehmen Sie doch Ihr Glas!“

„Zawohl, Erzellenz, das habe ich aber in meinem Tornister.“ Und er machte stramm kehrt und rannte fort und er dachte: Du kannst lange warten, bis ich wiederkomme.“

Aber Se. Erzellenz ging ihm nach, und als er sein Glas gefunden hatte, stand der hohe Herr wieder neben ihm.

Schippke biß sich auf die Lippen und dachte: Der Mensch hat ja eine rührende Anhänglichkeit, aber es wird die Zeit kommen, da er sich schauernd von mir wendet. Und er gab sich im stillen sein Ehrenwort, auf keinen Fall die sieben Kilometer hin und dito zurück zu laufen.

„So, jetzt visieren Sie über den Schornstein im Grunde. — Haben Sie den?“

Jetzt mußte Schippke „ja“ sagen, denn das große, gelbe Ding hätte ein Blinder gesehen.

„Schön, gehen Sie über den Schornstein in die Höhe, — so — ein kleiner Waldsied, — ein braunes Feld, — ein Gehöft, — dann breite Felder und darin der Baum, — haben Sie ihn?“

Schippke äugte, als wollte er ein Loch in die Welt gucken, dann sagte er stöhnend: „Ich konnte bloß bis zum Gehöft, Ew. Erzellenz.“

„Bitte, Ihr Glas.“

Schippke reichte ihm den Feldstecher.

„Tadelloses Glas, Mensch, Sie müssen den Baum sehen.“

Schippke schaute wieder durch, drehte dann frampfhaft an seinem Glas, schaute dann abermals durch und sagte dann mit schmerzverzerrter Miene: „Ich finde keinen Baum.“

Da war des hohen Herrn Geduld zu Ende: „Mensch, — Sie, — ich frage Sie: Was wollen Sie eigentlich beim Militär?“

Und Schippke dachte: Irrtum, lieber Mann, ich wollte nicht, aber die Aushebungskommission wollte.“

Und der General eiferte weiter: „Errichten Sie eine Vogelhandlung, denn Sie haben den grauen, grünen, schwarzen, bunten, scheidigen, — Herrgott, was weiß ich — alles für einen Star!“ — Er wandte sich ab und rannte umher wie der Mann im feurigen Ofen, und stieß dabei auf den Feldwebel Hirsch, der jetzt tatsächlich ausgegangen war, den Einjährigen Schippke zu suchen.

„Was wollen Sie hier, Feldwebel, — wenn ich mit dem Einjährigen rede?“ herrschte der General den unglücklichen Hirsch an.

„Ich suche den Einjährigen Schippke, Ew. Erzellenz.“



Vermischtes.

Versunkene Schätze. Die Schätze, die in den Tiefen des Ozeans versunken liegen, sind weit größer, als die kühnste Phantasie es sich auszumalen pflegt, Hunderte und Hunderte von Millionen gemünzten Goldes und Silbers schlummern in den Meeren. Im Hafen von La Plata, so wird im London Magazine erzählt, konnte Phipps zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht weniger als 32 Tonnen gemünzten Silbers aus der Tiefe retten. Aber hier hatte es der Zufall gefügt, daß das Schiff im Hafen gescheitert war, während Duzende von anderen Fahrzeugen, die mit Schätzen beladen waren, an unbekanntem Stellen versanken und bis heute verschollen geblieben sind. Im Jahre 1702 sank in der Bai von Vigo eine spanische Gal-

„So — ist das etwa der da?“

„Jawohl, Ew. Erzellenz.“

„Sie kennen wohl den Mann?“

„Jawohl, Ew. Erzellenz.“

„So sagen Sie mir um des Himmels willen: Wie ist das möglich — daß dieser Mensch Soldat ist, — er ist vollständig erblindet und dazu vollständig taub?! — Sagen Sie Ihrem Kompagniechef, — ich verlange morgen Meldung darüber, wie das möglich ist.“

Und zürnend schritt er von dannen.

Der Feldwebel aber suchte seinen Hauptmann und die beiden grübelten die ganze Nacht, wie es möglich ist, daß ein vollständig Erblindeter und Tauber Soldat sein konnte — und da sie es nicht fanden, weckten sie den Einjährigen Schippke und sie fragten ihn: „Wie ist das möglich, daß Sie Soldat werden konnten?“

Und Schippke grübelte und sann und weil er den Grund nicht fand, weckte der Hauptmann den Oberleutnant und Leutnant und sie saßen nun vereint am Nachfeuer und braxelten am Vorderleib und froren am Rücken und dachten nach, wie so etwas möglich sei, und weil sie es nicht fanden, weckten sie den Assistenzarzt und fragten ihn. — Der war ein schlauer Kopf und sagte: „Wie das möglich ist, daß der Einjährige Schippke Soldat wurde? — Sehr einfach: Es sollte gezeigt werden, daß der Drill in unserer Armee so vorzüglich ist, daß selbst ein Blinder und Lahmer nach kurzer Zeit instande ist, tadellos Dienst zu machen.“

Da schickten sie den Arzt zu Bett und sagten, er sei übermüdet und sie grübelten selbst weiter und hoffen, wenn Beden geblasen wird, endlich gefunden zu haben, wie so etwas möglich ist.

lione, die die ganzen Schätze an Bord führte, die während einer Dauer von vier Jahren in Mexiko gesammelt worden waren. Der Wert der Ladung, die aus gemünztem Gold, Silber und Edelsteinen bestand, zählte nach Millionen. Bei der Schlacht von Navarin im Jahre 1827 wurden von der englischen Flotte türkische Schiffe in den Grund gehohrt, die Schätze im Werte von mehr als 20 Millionen Mark enthielten. Ein anderes Schiff, ein englisches, das im Hafen von Lima sank, nahm einen Schatz von rund 120 Millionen Mark mit in die Tiefe, ohne daß es gelang, etwas von dem Gelde wieder zu retten. Die Hoffnung, diese Schätze wieder zu gewinnen, ist sehr gering; die Schätze, die das Meer einmal aufgenommen hat, gibt es nicht mehr heraus. . . .

Der Christophhof.

Eine Bauerngeschichte von Leopold Miller.



Roben auf der Berghalde lag der Christophhof und sah stolz hinunter auf den dämmernden See. Trübig und festgefügt ragte das massige Bauernhaus mit den vorstehenden rauchgeschwärzten Balken, der langen verschmörkelten Altane über Stallung und Stadel empor, die durch einen ausgedehnten Hof von ihm getrennt, sich an den blühenden Obstgarten schmiegen. Hätte nicht der Abend bereits seine Schatten ausgebreitet, so hätte man sehen können, daß über der schweren, eichenen Haustüre eine Figur prangte, ein großgeschchnittener hölzerner Niese, der, auf einen Stab gestützt, den Rücken gebeugt, auf seinen Schultern ein Kind über Wasser trug — St. Christoph. Wohl schon etwa drei Jahrhunderte waren über das rührende Bild hinweggegangen. Und so alt war auch der Christophhof, der sich stets von dem Vater auf den Sohn vererbt hatte, der Besitz der Heymanns, der reichsten Bauern, so weit der See im Tal sich dehnte.

Heute war Samstag. Schon ruhete die Arbeit auf dem Hofe. Drinnen in der Stube saß der alte Christophbauer David Heymann im Lehnstuhl. Der harte Mund mit der glattrasierten Oberlippe hielt die kurze, schmucklose Pfeife und blies stoßweise, wie um einem Kerger Lust zu machen, den Rauch vor sich hin. Die kräftige, gedrungene Gestalt war nach Art der Gebirgsbauern gekleidet. Aus dem offenen Hemd quoll der tiefgebräunte Nacken, auf dem starken Hals saß ein Kopf mit aufwärts gekämmten, stachelichten grauen Haaren. Die klugen, stahlharten Augen, das edige, bartlose Kinn verrieten ungebeugte, rücksichtslose Kraft und zähen Sinn. Von Zeit zu Zeit hoben sich die in diden Hitzpantoffeln stehenden Füße und fielen, von einem Stöhnen des Alten begleitet, auf den weißen Sand der Dielen. Dann streifte sein Blick hinüber zu der Ede unter dem Kreuzifix zwischen den beiden Palmwedeln, hin zu dem jungen Bur-

sehen, der am Tische beim Scheine der an einem Drahtgestell von der Decke hängenden Lampe in einem Buche blätterte. Das Licht beleuchtete einen Teil seiner Züge; sie waren weich und träumerisch.

„Martin!“

„Was willst du, Vater?“

„Wie weit bist du mit der Anna, dem Lindentaler seinem Mädel?“

Der Bursche zuckte zusammen; er blickte nicht auf.

„Es ist Zeit, daß die Sache ins reine kommt,“ fuhr der Alte fort.

„Zeit? — Warum?“ Gleichgültig sollte es klingen, aber die Stimme zitterte leise.

„Warum, Bub? Weil ichs will.“

„Ich dünkte, es eilt nicht. Ich hab noch kein Verlangen nach dem Hof, und Ihr, Vater, seid noch viel zu rüstig, um Euch auf den Altenteil zurückzuziehen.“

„Wer sagt dir denn, daß ich das tu? Eine Frau soll wieder ins Haus, die den Mägden anschafft. Die Babet, die deiner Mutter Stelle eingenommen hat, seitdem sie mein Weib auf den Friedhof hinaufgetragen haben, ist alt und abgeradert wie ich. Und dir, meine ich, tät eine gut, die dich trämenden Buben aufweckt — du verstehst mich, die nichts als arbeitet und schafft —, und das ist dem Lindentaler seine Tochter.“

Martin hob den Kopf. „Ja, ja, Vater, Ihr habts wohl recht geschildert, arbeiten und schaffen, das tut sie, die Anna. Mehr braucht es ja nicht für einen Bauern,“ setzte er mit leiser Bitterkeit dazu, „aber ich fürcht, mit uns zwei stehts wie mit zweien, die nie zusammenkommen.“

„So?“ Des Alten Stirnader schwoll. „Das soll gewiß heißen, daß du nicht willst? — Und warum nicht, frag ich dich, he?“

„Weil ich sie nicht gern haben kann, weil die, die einmal mit mir auf dem Christophhof hausen soll, anders aussehen muß.“

David Heymann lachte auf: „Weil ich sie nicht gern hab! — Wer hat je danach gefragt auf dem Christophhof? — Mein Vater nicht. Wortbrüchig willst du mich machen; mit der Anna bist du versprochen, seit du auf der Welt bist und keine andere kommt mir auf den Hof, merk dirs.“

Martin antwortete nicht, schweigend blickte er durch die offenen Fenster hinaus in die Sommernacht. Vom Garten drang berauschend der Duft des Flieders. Die Grillen zirpten. Leise zwitscherte ein Vöglein im warmen Neste.

Stille und Frieden; nur der Nachtwind rauschte losend in den blühenden Zweigen, als fänge er den mühen Geschöpfen ein Schlummerlied der Liebe. Da plötzlich klang der flüsternde Ton einer Geige durch das Schweigen, als bewege ein Hauch die Saiten. Getragen floß er nun dahin wie die Silberperlen eines Bächleins, das plaudernd über die glitzernden Kiesel springt. Dann wurden die Klänge mächtiger und fingen an zu rauschen, als klagten sie sehnend und verlangend, und zitterten wie verborgenes Weh und verhallten endlich leise, wie sie gekommen. Martin sog die Töne in sich hinein. Er verstand sie.

Es war sein Lied, das der dort draußen spielte; sein Sehnen, sein Verlangen nach Liebe, das tief in seiner Brust verborgenwebte, jauchzte und schluchzte die Geige hinaus. Sinnend verließ er die Stube und trat ins Freie.

„Welsches Gesindel!“ brummte David Heymann und paffte zornig noch ärger aus seiner Pfeife.

Draußen an der alten Eiche lehnten zwei Gestalten. Sie sahen in der Ferne über das weite Land hinweg nach den Bergen, deren schwarze Zaden sich vom hellen Firmamente abhoben.

„Zürst du mein, Peppo?“ flüsternte das Mädchen. „Du denkst an deine Heimat, dort über jenen Bergen liegt sie, das schöne Italien.“

„Ja, dort, Maria.“ Er deutete mit dem Bogen der Geige in die Weite. „Wann werden wir es erreichen?“

„Du sehnst dich fort?“ fragte sie innig. „Was liegt an mir? Dein Weg ist mein Ziel. Bin ich dir nicht Vater und Bruder? Ich habe es dem Meister geschworen,“ sprach er ruhig. „Aber dein Glück liegt dort.“

„Und das deine?“

Maria blickte empor zu den flimmernden Silberaugen der bleichen Sterne. In ihren Augen war ein sehnender Glanz.

„Maria!“

„Peppo!“

„Liebst du ihn?“

Sie schwieg errötend.

„Arme, kleine Maria!“

Dann hob er wieder die Geige, und die Töne klangen hinaus in die Nacht.

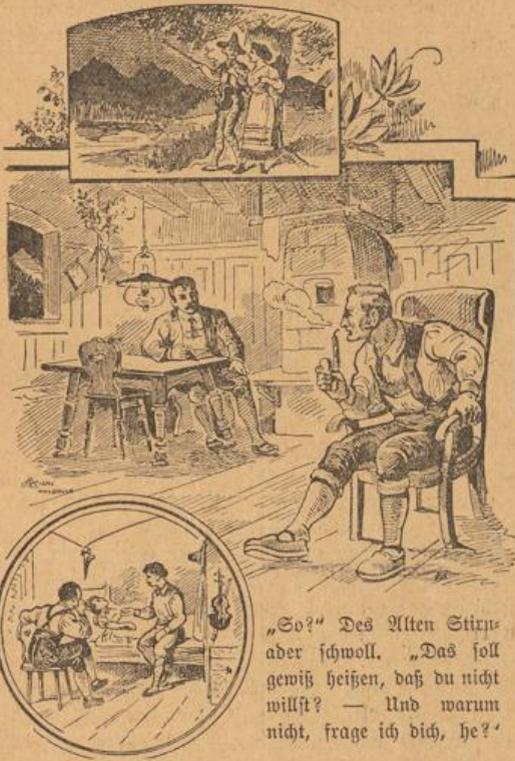
Und wie sie dahinzogen, wanderten mit ihnen die Gedanken zurück zur Kindheit und heimwärts. Wieder lag er am Strande wie damals. Das Meer rauschte und warf die weißen Schaumkronen in den Sand, in weiter Ferne tauchten leuchtende

Schiffe auf und verschwanden. Woher? — wohin? Er wußte es nicht. Aber seine Sehnsucht nahmen sie mit, sein unbestimmtes Sehnen nach Ruhm, nach Glück, nach Liebe. Und dieses Sehnen goß er in die Saiten seiner Geige, daß sie über das Wasser jubelte und flegte und die grünen, im Sonnen- golde glitzernden Wellen es dahingetragen in unbestimmte Weiten.

„Bravo, mein Junge,“ sagte eine Stimme, „gib ihm die Hand, Maria, er ist ein Künstler.“ Sie hatten sich an seiner Seite niedergelassen, das kleine Mädchen mit den forschenden, schwarzen Augen und der Mann mit den lächelnden, glütigen Zügen.

„Wie heißt du — wer hat dich gelehrt zu spielen?“ fragte der Mann.

Niemand hatte es ihn gelernt, er hatte spielen müssen, wie der Vogel in den Zweigen eben singen muß. Peppo Leonardi nannte er sich, und allein stand er auf der Welt, seit ihm das Erdbeben Vater, Mutter und drei Geschwister erschlagen hatte. Nur eines hatte er unberührt unter den Trümmern der Hütte gefunden, des Vaters Geige. Und seitdem spielte er auf ihr, und sie war seine Freundin, die ihn verstand, wenn er mit ihr sprach. Hans Gersdorf, der deutsche Musiklehrer, lächelt nicht mehr. Er las in dem Herzen des Kindes. Er dachte zurück, wie er selbst einst nach Italien gewandert, dem Lande seiner Träume.



„So?“ Des Alten Stirn- ader schwoll. „Das soll gewiß heißen, daß du nicht willst? — Und warum nicht, frage ich dich, he?“

Auch hier regte eine junge stürmende Seele die Schwingen zum ersten Fluge. Und er wollte die schlummernde Kraft weden. Als Gersdorf nach Deutschland zurückkehrte, nahm er Peppo, den armen Italienerknaben, mit sich. Obwohl er selbst mit Glücksgütern nicht gesegnet war, bot er dem Verlassenen ein Heim und hielt ihn, als wäre er Marias Bruder. Und er tat noch mehr, er öffnete dem Fremdling sein Herz und gab ihm Liebe, er wurde sein Meister und Lehrer. Peppo vergalt es. Mit der ganzen unterwürfigen Dankbarkeit seiner Kindesseele, die zum erstenmal kennen lernte, was Liebe war, hing er an seinem Meister und Maria, die frühzeitig die Mutter verloren hatte. Für sie lernte und strebte er, für sie suchte er heißen Herzens Vollendung seiner Kunst zu erringen.

In ein paar Monaten wollte Hans Gersdorf seinen Schüler der Welt vorführen. Der vierzehnte Geburtstag Marias war dazu ausersehen. Ein Festtag sollte es sein. In einem Konzert sollte Peppo seine Meisterschaft zeigen, und dann sollte sein Siegeslauf durch Deutschland beginnen.

Aber es kam anders. Eines Morgens lag der Musiklehrer röchelnd in seinem Schlafzimmer, und zu Häupten des Bettes stand ein stummer Gast — der Tod. Aus dem schadhaften Ofen war nachts das Gas geströmt, während Gersdorf friedlich schlummerte. Ein paar Stunden noch kämpfte er vergebens mit dem unerbittlichen, knöchernen Gesellen, der auf ihn wartete. Sein gequälter Blick ruhte auf Maria und Peppo und flehte: „Schütze mein Kind!“ Und Peppo schwur es mit einem heiligen Eide. Nicht lange darauf hatte eine edle Seele die Augen für immer geschlossen.

Als die teure Hülle des Entschlafenen in der Erde ruhte und Peppo dem Leben ins ernste Auge sah, da wußte er, daß die Armut an seine und Marias Tür pochte. Wie bald würde sie Einkehr halten, sie und ihre Gefährtin, die Not. Wohl nahm Peppo den Kampf mit dem Leben auf und fristete durch Stundengeben mühsam unter Entbehrungen sein und seines Schülchlings Dasein, aber eines Tages kam die trübe Stunde, in der sie vor dem Nichts standen. Da tauchte in ihm der Gedanke auf und wurde immer stärker: heim wollte er ziehen — nach seiner Heimat, dem Lande der Kunst, dort würde er groß werden. — Maria stimmte zu. Die letzten Mittel rafften sie zusammen; sie würden reichen bis zur Grenze, und dann wollten sie unter heiterem südlichen Himmel fröhlich wandern bis zum Ziel. — Aber die naiven Kinder täuschten sich in ihrer Hoffnungslosigkeit. Schon in Tirol waren ihre Mittel verbraucht und sie mußten von Ort zu Ort ziehen, und Peppo spielte in den Wirtshäusern um fargen Lohn.

So waren sie auf ihrer Wanderschaft eines Abends auf den Christophhof gekommen und hatten um Nachtherberge gebeten; am frühen Morgen wollten sie weiter wandern. Da aber lag Maria fiebernd auf ihrem Lager. Unter Schelten und Fluchen des alten Heymann hatte Martin ein Pferd aus dem Stall gerissen und war nach der Stadt zum Arzt geritten. Und nicht lange darauf, da wußten sie, daß es einen Kampf auf Leben und Tod galt. Wie hatte der Christophbauer gewettert! Der Arzt hatte den Transport der Kranken nach dem Krankenhause nicht geduldet. Aber das war noch das kleinere Uebel, der Christophhof hatte noch niemand Gastfreundschaft ver sagt, und er, der reiche Heymann, konnte sich das leisten; aber sein Bub, der Martin, der war ja rein verrückt geworden. Da saßen sie drinnen in der Krankenzim mern, der Welsche und Martin, und pflegten die Kleine, als wäre sie eine Prinzessin. Und wie er auch polterte und drohte; Martin hatte nur ein Achselzucken und zeigte, daß er denselben harten Kopf hatte wie sein Vater. Wie viele Male stand er auf dem Sprung, dem Buben zu zeigen, daß er noch Herr auf dem Hofe war — immer wieder hielt ihn eine Scheu davon ab, so lange die da drinnen, das junge Blut mit irrenden Augen, mit dem Engel des Todes rang. War es da ein Wunder, daß sich die Laune des Alten von Tag zu Tag verschlechterte?

Aber wie nach trüben Tagen die Sonne wieder lacht, so ging auch diese schwere Zeit vorüber; langsam wich der Todesengel zurück und verschwand an Marias Lager — das Leben hatte gesiegt.

Eines Morgens konnte sie zum erstenmale die Stube verlassen und sog mit bleichen Wangen die würzige Luft des erwachenden Frühlings ein, der über das Land gekommen. Der Lenz rief, die Knospen sprangen, die Vögel sangen süße Lieder, weit öffneten sich die Herzen. Da taten sich auch die Tore der Seelen zweier junger Menschen auf, und Maria, das zarte Kind, und Martin, der Bauernbursche, fanden sich in Liebe. Peppo hatte es kommen sehen. Wie ein Dolchstich ging es durch seine Brust, quälte und marterte. Aber tief verbarg er es auf dem Grunde seiner Seele. Nur seiner geliebten Geige vertraute er an, wie er litt. Maria sollte glücklich werden, er hatte es geschworen.

Am Sonntag darauf drangen aus der Kirche des Kirchspiels, zu dem der Christophhof gehörte, die feierlichen Schlußakkorde der Orgel. Aus dem Portal traten im Sonntagsstaat die Andächtigen, Männer und Frauen, Mädchen und Burschen und Kinder. Vor dem Ausgang bildeten sich Gruppen und plauderten. Man wartete auf die Angehörigen,

um mit ihnen im Wirtshause einzulehren, wie es Brauch im Kirchspiel war. Etwas abseits stand Martin Heymann. Auch er wartete. Er hatte Maria zur Kirche begleitet. Schon war es leerer auf dem Kirchplatz geworden, nur einige junge Burschen standen noch lachend und plaudernd beisammen. Martin hielt sich ferne. Er war in Gedanken verloren und bemerkte daher nicht, daß ein paar der Burschen zu ihm herüberblickten und dann einen andern aufreizend in die Seite stießen und stichelten.

Der Bursche war Xaver Lindenthaler, der einzige Bub des Lindenthaler-Bauern, dem er schon man-

chen Krüger bereitet hatte; denn dem Xaver saßen die Dukaten des Alten loder in der Tasche, und wo es einen Kaufhandel gab, da war der Lindenthaler Bub gewiß vorn dran. Auf Martin war er schon längst nicht gut zu sprechen, denn der hatte ihn immer gemieden, als wäre er, der Christophbauernsohn, etwas Besseres. Heute nun war Gelegenheit, ihn vor allen Burschen zu demütigen, und das wollte er sich um keinen Preis entgehen lassen. Herausfordernd schob er den grünen Hut zurück und trat auf Martin zu.

„He, Martin Heymann, auf was wart'st noch?“ fragte er spöttisch, „dein Schatz ist schon lange heraußen.“

Martin sah ihm ruhig ins Gesicht. „Glaub's nicht,“ sagte er gleichmütig.

„So! — dann werd' ich dir wohl helfen müssen. Da schau hinunter.“ Er deutete die Dorfstraße hinab. „Da unten geht sie mit meinem Vater — oder solltest du am Ende den Lindenthaler nimmer kennen wollen?“ fragte er laut und drohend.

Martin wandte sich ab.

„Hab' nichts gegen deinen Vater,“ sagte er kühl, „aber die, die mit ihm geht, auf die wart' ich net.“

„Und auf wen sonst, frag ich?“

„Geht's denn dich was an? Laß mich doch zufrieden!“

„Haha, wenns mich nichts angeht, wen sonst? Meinst, ich hab net auch g'hört, wie's mit dir steht? Und du glaubst, daß ich meine Schwester zum Gespött vor den Leuten machen lass' wegen einer hergelaufenen Bettelbirn?“

Martins Augen sprühten. „Bettelbirn? — Nimm dich in acht, Lindenthalerbub!“

Xaver lachte höhnisch. „Ich fürcht' dich net, Birscherl; ich frag' dich jetzt: willst du das Wort halten, das dein Vater gegeben hat?“ Er war ganz nahe getreten und spreizte die Beine auseinander.

„Nein.“ Martin maß den Burschen kalt. „Es tut mir leid, daß du mich vor die Leut' so fragst, aber ich will net lügen, darum sag' ich dir ehrlich, wie's mit mir steht.“

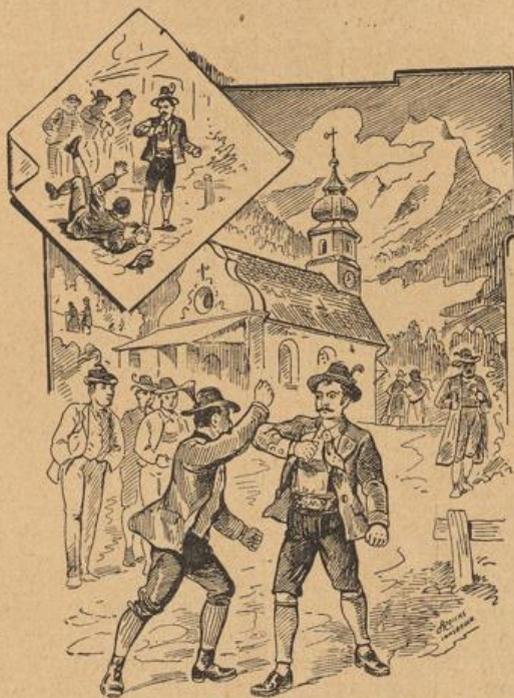
„Du Lump, du heillosler!“ Mit erhobener Faust ging Xaver auf Martin los, aber seine Faust schlug in die Luft. Martin war zur Seite gesprungen und umflammerte seinen Gegner mit nervigen Armen. Ein kurzes Ringen und nun hob er ihn mit einer Kraft, die niemand ihm zugetraut hatte, in die Höhe und warf ihn auf das Plaster des Kirchweges. Mit einem Wutschrei sprang Xaver auf und stürzte sich mit vorgebeugtem Kopf auf Martin; eine Waffe blitzte in seiner Hand.

„Nimm dich in acht, er sticht!“ schrie einer der Burschen. Martin

sah ihn kommen, mit beiden Händen faßte er den Arm seines Feindes — ein Ruck und das Messer lag am Boden. „Stechen willst du, Psui der Schandel!“

Wutschnaubend hob Xaver das Messer auf. Einen Augenblick war es, als ob er von neuem beginnen wollte, aber die drohenden Blicke der Umstehenden brachten ihn zur Besinnung. „Wir treffen uns noch,“ zischte er hervor. Noch ein rachesprühender Blick, dann schlich er wie ein geprügelter Hund davon.

Maria, die eben die Kirche verlassen hatte, war angsterfüllt Zeuge der letzten Szene gewesen. Sie eilte zitternd auf Martin zu und faßte seine Hände.



„Du Lump, du heillosler! Mit erhobener Faust ging Xaver auf Martin los, aber seine Faust schlug in die Luft.“

„Hat er dir wehe getan?“ fragte sie ihn.

Martin schüttelte lächelnd den Kopf. Auch in ihm wirkte der Auftritt nach, aber er faßte sich und schritt mit Maria die Straße hinab. Neugierig sahen die Burschen den beiden nach. Ja, das Mädchen war schön! Mancher konnte nun den Martin Heymann verstehen. Auch seine Kraft nötigte ihnen Achtung ab. Und dem Kaver Lindenthaler, dem Großmuth, gönnte jeder im Herzen die Niederlage.

Am Nachmittag herrschte auf dem Christophhof Sturm. Der alte Lindenthaler hatte die Geschichte des Kaufhandels heraufgebracht. Er verlangte Genugthuung. Sofort sollte der Verspruch mit seiner Tochter stattfinden, das war man ihm schuldig.

David Heymann bebte vor Zorn. Seine Stirnader war dick geschwollen. „Ruf den Buben her!“ schrie er die Magd an, daß diese zusammenfuhr und eilends die Stube verließ. Heute gab es etwas; sie hätte um die ganze Welt nicht der Sohn des reichen Christophbauern sein mögen. Martin trat ein.

Die Anwesenheit des Lindenthalers sagte ihm, was kommen werde; er war gefaßt. „Ein sauberer Handel, von dem ich hab hören müssen,“ knirschte der Alte, „gib dem Lindenthaler die Hand, Bub!“

Martin streckte dem alten Bauern die Hand entgegen, die dieser zögernd nahm. „Ich habe nichts gegen Euch, Lindenthaler,“ sagte er, „Ihr dürft mir's glauben.“

Die Ruhe des Sohnes trieb David Heymann das Blut in die Wangen, aber er bezwang sich; heute wollte er ein Ende machen. „Was solls dann, daß du dich mit deinem künftigen Schwager rausst?“ fragte er.

„Er hat mich herausgefordert, nicht ich ihn. Uebrigens mein Schwager ist er noch nicht.“

„Das wirst du gleich sehen. Eben hab ichs mit dem Lindenthaler ausgemacht. Morgen kommen wir beide zu ihm auf Hochzeitschau, richt' dich danach.“

Martin war bleich geworden. Er trat einen Schritt auf seinen Vater zu. „Vater, das kann ich nicht.“ Seine Stimme bebte.

„Spreiz dich nicht, Bub,“ schrie der Alte, „der Lindenthaler wills haben, und mir ist's recht.“

Martin sah den alten Lindenthaler bittend an. „Ihr werdet gewiß net darauf bestehen, wenn ich Euch alles gesagt habe. Auch Ihr, Vater, — laßt uns im guten miteinander reden. Schaut“, fuhr er mit weicher Stimme fort, „ich kann die Anna net heiraten. Sie ist ein gutes Mädchen, ein braves und ehrliches, und wird einem anderen gewiß einmal ein braves Weib werden, — einem, der sie lieb hat. Denn das gehört dazu, die Lieb', wenn zwei miteinander haufen sollen und alles tragen, was im Leben über einen kommt, Freud und Leid.

Gern haben müssen sie sich, sonst gehts net. Und darum, Lindenthaler, bitt' ich Euch, verzichtet darauf; denn schaut, ich hab einmal die Anna net so lieb, daß wir zwei zusammen einen Bund fürs Leben eingehen können. — Das andere werd' ich dann schon mit meinem Vater ausmachen.“

Einen Augenblick herrschte Stillschweigen. Der alte Lindenthaler sah verlegen zu Boden. David Heymann ging erregt in der Stube auf und ab. Die Worte seines Sohnes arbeiteten in ihm, aber sein herrischer Stolz bäumte sich dagegen auf. „Was willst du denn deinem Vater sagen?“ fragte er, plötzlich stehen bleibend, finster.

„Lindenthaler, ich bitt' Euch, laßt mich mit meinem Vater allein reden.“

Der Bauer wollte gehen, doch ein Blick David Heymanns hielt ihn zurück. „Du bleibst, Lindenthaler! Was wir zwei auszumachen haben, darfst du auch hören. — Was ist's — nun?“

„Nun gut, es ist ja nichts Schlechtes, Vater — ich hab eine andere gern — und die, Vater, sollt Ihr mir geben.“

„Und wer ist die? Da bin ich wirklich neugierig.“

„Maria.“ Fast flüsternd kam es von Martins Lippen.

Krachend flog der Stuhl zu Boden, auf den sich der Alte gestützt hatte.

„Also die! Daher bläht der Wind, die Welsche steckt dir im Kopf — der Christophbauernbub und die Betteldirn! Zum Lachen wär's, wenn's net so ernst wär.“ Höhnisch lachte der Alte. „Auf dem Hof, auf dem mein Urgroßvater schon gehaust hat, eine Musstantendirn! Kein ganzes Hemd hat's auf dem Leibe gehabt, aus Barmherzigkeit hab ich's aufgenommen und zum Dank dafür verdreht sie dir den Kopf, weil der Christophbauernsohn einmal Dukaten erbt. Nie und nimmer,“ fuhr er mit erhabener Stimme fort, „geschieht das; nie gebe ich meine Einwilligung dazu, so lange noch ein Stein vom Christophhof mir gehört.“

Mit geballter Faust schlug er auf den Tisch.

„Vater!“

„So weit ist es mit deinem Stolz gekommen! — Aber was red' ich viel — ich mach' der Sache ein Ende — und das auf der Stelle. Die Bettelgesellschaft jage ich morgen vom Hof. Verstanden!“

„Das tuft du nicht.“ Martin trat furchtlos auf den Alten zu.

„So! — Und warum nicht? Willst du mir's verbieten?“

„Das kann ich nicht — aber überlegt's Euch, Vater! Es könnte sein, daß ich mitginge.“

„Ich habe schon zu viel und zu lang überlegt; wäre besser gewesen, ich hätte schon eher gehandelt.“ Entschlossen ging der Alte auf die Türe zu.

Martin trat ihm in den Weg.

„Was wollt Ihr tun, Vater?“

„Den beiden Welschen sagen, daß, wenn ich sie morgen noch auf dem Hof find', ich sie mit den Hunden fortkegen lasse.“

„Dann leb wohl, Vater.“ Behmütig faßte Martin des Vaters Hand. Der Alte stieß ihn zurück, daß er taumelte.

„Geh! — geh! — Ein Lump bist du und nicht mein Sohn!“ schrie er röchelnd.

Mit einem traurigen Blick ging Martin hinaus. Am selben Abend verließen drei Heimatlose den Christophhof und zogen hinaus in die Fremde.

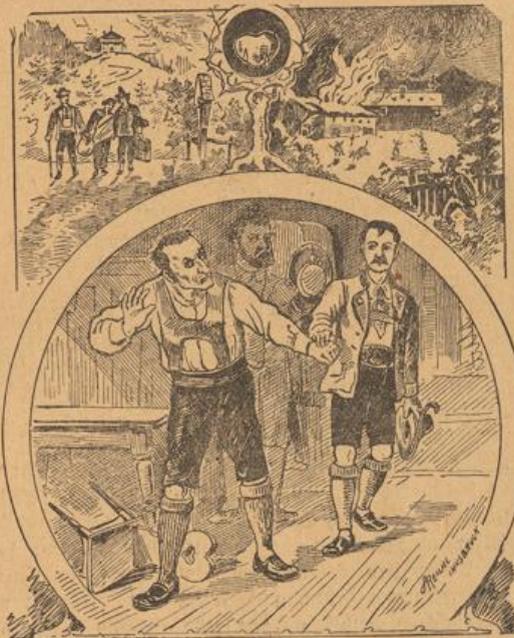
einander. Feuer! — Feuer! Türen fuhren auf und wurden zugeschlagen. Lichterschein erhellte die Fenster. Unter dem Eingang des Hauses stand notdürftig gekleidet der alte Heymann. „Feuer! — Feuer! — Laßt das Vieh los! Wasser! Wasser!“ Er schrie es den Knechten und Mägden zu. In ohnmächtiger Arbeit füllten sich die Kübel und Eimer am Brunnen, in einer Kette gingen sie durch die fiebernden Hände. Umsonst! Der Elemente Wut lachte der winzigen Zwerge. Als der Morgen graute, war der Christophhof eine rauchende Brandstätte.

— Jahre sind seitdem Christophbauernhofes stelle des früheren alten Christophbauernhofes

ist längst ein neuer Bau entstanden. Schuppen und Stadel reihen sich daran wie einst. Aber auf dem Hofe ist nicht mehr alles wie früher. Auch der hölzerne Christoph prangt jetzt nicht mehr als Schupp Patron über der Haustüre wie damals. Das Feuer hat seine mächtige Gestalt zu Asche verweht und mit ihm das Glück des Hauses.

Wo man von der Höhe den weitesten Ausblick hat, sitzt an einem Frühjahrs morgen ein müder Greis. Niemand hätte in ihm mehr den einst herrischen Mann erkannt. Tiefe Falten hat das Geschick in sein nun hageres Gesicht gesät, aus dem die Nase scharf hervortritt. Graue Büschel Haare flattern

wild um die eingefallenen Schläfen. Das Auge blickt abgekehrt in die Weite. An was er wohl denkt? Vielleicht an das, was nimmer wiederkehrt — an die Zeit, als er noch ein stolzer Bauer war und einen Buben sein eigen nannte — an den Stolz, der sie beide voneinander schied, und an den Fluch. Er war tot, der unselige Bub. Verschollen — verdorben. Nicht die leiseste Kunde war mehr von ihm gekommen bis zu jener Stunde, die die Nachricht brachte, daß er gestorben sei. — Es war am besten so, nach dieser unseligen Tat. Besser leiblich tot, als wenn ihn die Gendarmen aufgegriffen hätten. Und doch liebte er ihn. Nur noch einmal hätte er ihn sehen mögen, seinen lieben, lieben



„Dann lebt wohl, Vater.“ Behmütig faßte Martin des Vaters Hand. Der Alte stieß ihn zurück, daß er taumelte.

Mitternacht war es, als eine Gestalt sich an die Schuppen des Hofes heranschlich. Spähend machte sie Halt und lauschte. Nichts regte sich. Der Mond hatte sich hinter den dunklen Wolken versteckt, als wollte er die lichtscheue Tat nicht sehen, die dort ein von einem bösen Geist betörtes Menschenkind plante. An die Mauer gedrückt, huschte der Mann vorwärts. Nun sprang er über den Zaun. Leise knurrte der Hund — ein paar beruhigende Worte und er schwieg. Einen Augenblick hielt der Mann an und horchte, dann verschwand er im Schatten der Gebäude. Stille — drückende, dumpfe Stille. Wie ein schwerer Traum lag es über dem Hof. Da plötzlich regte es sich im Stalle. Die Pferde klirrten an den Halstern, ein Dohse brüllte, als witterte er Verderben. Droben an den Dachsparren schoß eine züngelnde, feurige Kugel heraus, lief über die Balken und sprang im leichten Winde weiter. — Und wieder Stille. Nur zeitweise raschelte und krachte es, als trieben Mäuse ihr Spiel.

Da, mit einem Male ein Stampfen und Scharen, ein Brüllen, Blöken und angstvolles Wiehern. Dichte graue Wolken schossen aus den Schuppen und Ställen, vermischt mit gierigen Flammen. Vom Berge zog der Wind der Mitternacht, fuhr lechzend in die glühende Lohe und trieb sie aus-

Buben. Jetzt wußte er erst, was er ihm gewesen war. Gern haben würde er ihn, ihm von ganzem Herzen verzeihen, so heiß als — wie er den andern haßte, der sich eingeschlichen, den er mit der letzten Kraft hinausjagen möchte aus seinem Hause, wenn er nicht das schredliche Geheimnis wüßte.

Vom Hofe her drangen erregte Stimmen, ein wüßtes Schelten. Aus dem Pferdestalle wankte Kaver Lindenthaler mit vor Wut gerötetem Gesicht. Seine Züge waren aufgedunsen wie die eines Trinkers, seine Augen geschwollen. Das Wams geöffnet, die Kleider zerknittert, drohte er mit der Faust nach der offenstehenden Stalltüre hin, unter der einer der Knechte stand.

„Ich will dir zeigen, wer Herr hier ist!“ kreischte er. „Du willst mir einreden, was ich tun soll! — Sofort spannst du an und fährst mich nach der Stadt!“

„Der Christophbauer hat mir gesagt, ich soll mit den Gäulen pflügen, und der ist mein Herr. Ihr tötet besser, Lindenthaler, Ihr gingt schlafen. Seid ohnehin erst vor ein paar Stunden heimgekommen.“

„Ich sage dir, du spannst auf der Stelle ein.“

„Wenns der Bauer befiehlt, nicht eher.“

Aufs höchste gereizt, ging Kaver mit erhobener Faust auf den Knecht los. „Willst du wohl folgen — oder —“

Zitternd hatte sich der alte Heymann erhoben und war näher getreten.

„Ah, da seid Ihr ja! — Solche Zucht ist auf Eurem Hofe. Da seht Ihrs, wie weit es kommt. Ihr kümmert Euch um nichts. Ihr laßt alles herunterkommen, Ihr faulenzet und träumt, wenn ich net da bin.“

„Kaver, das verbitt' ich mir; noch bin ich der Herr!“

„So! — und heßt die Leut' gegen mich auf. Auf der Stell' sagt Ihr dem Knecht, er soll anspannen.“

„Nein.“ Der Alte hatte sich gewaltsam aufgerichtet. „Schlaf deinen Rausch aus. Der Knecht pflügt mit den zwei Gäulen, wie ich gesagt habe.“

„Bauer!“ Schwer legte sich Kavers Faust auf die Schulter des Alten. „Du willst nicht? Ich soll —“ leuchtend flüsterte er — „soll ichs den Leuten erzählen, daß, von deinem Buben — das, was ich damals gesehen habe?“

Taumelnd hob der Alte abwehrend die Hände.

„Was ist Euch denn, Christophbauer?“ sagte plötzlich eine Stimme, und eine Hand legte sich stützend auf seinen Arm. Der Ankommende war ein sonderbares Männlein. Ein langer, altväterischer Rock mit blinkenden Knöpfen verhüllte fast die ganze Gestalt. Aus einem knochigen Gesichte

schaute ein Paar zwinkernde Auglein. Es war schwer, aus diesen Zügen zu lesen, welche Gedanken den Mann bewegten. Fast war es, als ob die Augen mit herber Verachtung und strengem Tadel auf dem Burschen ruhten. Aber es war wohl Täuschung, denn er schien gutmütig zu lächeln, als er Kaver die Hand entgegenstreckte und David Heymann beruhigte.

„Jugend ist gleich scharf, Christophbauer. Der Kaver ist rasch obenauf. Müßt es nicht so schlimm nehmen.“

Der Alte zwang sich zu einem Lachen. „Ja, ein bißl scharf ist er wohl, der Kaver,“ sagte er bitter, „und ich bin ein alter Mann, der nimmer viel ertragen kann.“

„Will ihm schon ins Gewissen reden. — Aber Ihr zittert ja und seid wacklig geworden! Laßt Euch in die Stube führen.“ Er faßte ihn behutsam unter den Armen und brachte ihn in das Haus. — Trozig sah Kaver den beiden nach. Böse Gedanken gingen durch seinen Kopf. „Kaver, tummle dich,“ murmelte er durch die Zähne, „es könnte noch etwas dazwischen kommen.“

Leise vor sich hinpfieisend, ging das Männlein über den Hof. Prüfend sah es in die Scheuer und die Ställe, trat hinein und klopfte lieblosend die gestriegelten Rücken der Pferde; dann blieb es unter der Türe stehen und blickte schmunzelnd, wie mit sich selbst zufrieden, hinüber nach dem Hause. Plötzlich wurde sein Gesicht sehr ernst, der heitere Ausdruck verschwand, mit finster zusammengezogenen Augenbrauen schritt er zum Tore hinaus.

Kaver hatte den Mann nicht aus den Augen gelassen. Nun folgte er ihm, sich hastig umblickend. „Beitel!“

Der Angeredete wandte den Kopf und blieb stehen.

„Habt Ihr das Geld?“ fragte Kaver mit gedämpfter Stimme.

„Werd' wohl.“

„So gebt her!“

„Erst den Schein!“

Kaver zog einen zerknitterten Zettel hervor. Beitel entfaltete ihn. „Martin Heymann“, las er. „Man könnt' fast meinen,“ sagte er lauernd, „daß —“

„Daß sie net richtig wär'?“

„Nein.“

„Was redet Ihr dann so?“

„Werd' wohl noch prüfen dürfen. Aber sie ist echt — so echt, wie die Unterschrift auf der Vollmacht, mit der Ihr vor einem Jahr die große Hypothek auf den Hof aufgenommen habt.“ Ein listiger Blick streifte Kaver, der sich abwandte.

„Gebt 's Geld her, Beitel," jagte er finster, „der Hof ist Bürgschaft genug, dent' ich."

Beitel holte aus der Tiefe seines langen Rockes eine abgegriffene Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Päckchen Banknoten. „Da! Legts zu den anderen!" Wieder streifte ein Blick Kavers Gesicht. Ohne zu antworten, steckte der Bursche das Geld ein und entfernte sich mit kurzem Gruße.

Beitel sah ihm nach, bis er im Hof verschwunden war. Seine Augen hatten nun alle Gutmütigkeit verloren. Ein Triumph leuchtete darauf hervor. „Endlich," flüsterte er, „das Reh ist zu." Noch einen Blick warf er auf den Hof, auf dem die Sonne lag, dann stapfte er wie unter einem unbeugsamen Entschluß hinab, der Stadt zu.

Einen Monat später war auf dem Christophhof ein Trubel, als wollte man den Hof auf den Kopf stellen. Im Hause war ein beständiges Kommen und Gehen von Händlern und Bauern. Alle Türen standen offen. Die Knechte und Mägde arbeiteten nicht, als wäre Feiertag. Sie lungerten irgendwo herum oder steckten die Köpfe zusammen und besprachen die Neuigkeit: der Hof wurde subhastiert, das Besitztum würden Juden ersteigern und zertrümmern. Der reiche Christophhof! Wie das nur hatte kommen können? Ja, dieser Lindenthaler — der war an allem schuld!

In die Mitte des Hofes hatte man einen Tisch und einen Stuhl gestellt. Da hatte sich der Gerichtsvollzieher niedergelassen. Er blätterte in seinen Verzeichnissen und sah von Zeit zu Zeit nach seiner Uhr. Um neun Uhr sollte die Versteigerung beginnen.

In der Stube drinnen saß David Heymann und starrte geistesabwesend vor sich hin. „Die Schande — die Schande!" lipelte sein zahnloser Mund immer wieder, und der müde Kopf beugte sich unter der zentnerschweren Last. Ja, er hatte sie verdient! Von der Stunde an, wo er härtherzig seinen Buben aus dem Hause gewiesen, war das Unglück über ihn gekommen. Zuerst der Brand, der das Erbe seiner Väter vernichtet hatte und wenige Wochen darauf das Gerücht, das von Mund zu Mund ging, daß Martin der Brand-

stifter sei. Wie hatte sich sein Stolz dagegen aufgebäumt, wie hatte er geschworen, jeden zu züchtigen, der seinen ehrlichen Namen in den Staub ziehe. Und fast erleichtert hatte er aufgeatmet, als nach langer Zeit ein Brief auf dem Hofe eintraf, daß Martin gestorben sei. Nun mußte das Gerücht verstummen, niemand konnte es beweisen.

Aber er hatte falsch gerechnet. Ein Mitwisser lebte, Kaver Lindenthaler; er hatte es in jener Nacht gesehen. Und dieses Wissen gab ihm Macht. Zuerst war er nur hie und da auf den Hof gekommen, um Geld zu borgen, das er in loderer Gesellschaft verpraßte. Bald jedoch kam er häufiger. Im Anfange hatte er listig mit versteckten Nebenarten gebeten, aber bald ging er zu offenen Drohungen über und erpreßte. Er kannte die Macht,

die er über den Alten besaß, und nützte sie aus. Mit seinem Herzblut hätte David Heymann sein Schweigen erkaufte. Eines Tages blieb Kaver auf dem Hofe. Knirschend duldete es der Alte. Von dieser Zeit ging es bergab. Und nun war das Letzte gekommen. Vor einem Monat waren die Hypotheken gekündigt worden, und als David Heymann mit Ausbietung letzter Kraft versucht hatte, neue Kreditquellen sich zu öffnen, da hatte es sich herausgestellt, daß eine Reihe von Wechseln mit seiner Unterschrift im Umlauf waren. — Und heute sollte der Hof versteigert werden, und er wanderte hinaus,

ein Bettler, wie einst Martin. Warum konnte er nicht sterben?"

Es war neun Uhr. Der Gerichtsvollzieher stand auf. Die Händler drängten sich um den Tisch. Die Versteigerung sollte beginnen. „Meine Herren, ich eröffne die Auktion."

Den Weg herauf kam Beitel. Keuchend winkte er von weitem mit beiden Händen.

„Leut', ich schlag' vor, der Herr Gerichtsvollzieher wartet noch eine kleine Weile. Ich erwarte noch einen Käufer."

„Es ist Zeit, Beitel."

„Ach was! Fangt an!" sagte mit heiferer Stimme Kaver, der eben herantrat. „Macht, daß die Geschichte bald zu Ende kommt."

„Preßfiert's dir, he?" Beitel zwinkerte listig. „Der Boden brennt dich wohl?"



„Gebts Geld her, Beitel," sagte er finster „der Hof ist Bürgschaft genug, dent' ich."

herausgestellt, daß eine Reihe von Wechseln mit seiner Unterschrift im Umlauf waren. — Und heute sollte der Hof versteigert werden, und er wanderte hinaus,

„Halt's Maul, Beitel! Aber wenn du's grad wissen willst, ich geh' fort; noch morgen fahr' ich nach Bremen und schiff mich nach Amerika ein. Da drüben wird für einen, wie ich bin, schon noch was zu holen sein. Und der David Heymann gibt mir das, was noch übrig bleibt, mit; er brauch't's net im Armenhaus, den' ich.“

Ein aufgeregtes Murren ging durch die Umstehenden. Der rohe Bursche sah sich zornig um. „Dat einer was dagegen?“

Beitel lenkte ein. „Fangt an, Herr Gerichtsvollzieher,“ sagte er lustig, „der Kaver hat net viel Zeit.“

Der Auktionator klopfte auf den Tisch. „Also beginnen wir! Zuerst kommt die überflüssige Einrichtung dran, die drinnen in den Stuben steht, dann die Aeder und Wiesen und der Hof und das Vieh. Also dort der gemalte Schrank ist Nummer eins,“ er deutete auf ein Möbel, das am Hause lehnte. „Fünzig Gulden zum erstenmal — wer gibt mehr?“ —

„Zweihundert Gulden!“ schrie Beitel.

Erstaunt blickte alles den Kleinen an. „Der Beitel ist verrückt geworden,“ sagte ein alter Bauer, der verliebt das Versteigerungsobjekt anblinzelte.

Beitel schlug auf seine Tasche, daß die Geldstücke klapperten. „Was? — Geld muß die Versteigerung eintragen. Ich tu's dem Kaver zulieb, meinem Freund!“

Alles lachte. Beitel gestikulirte mit beiden Händen. „Leut, ich schlag vor, der Herr Gerichtsvollzieher soll die ganze Sach' auf einmal aufwerfen — dann ist es rasch fertig.“

„Beitel, laß den Spaß jetzt,“ wehrte der Auktionator lächelnd ab. „Ihr wißt, daß es sich um 50 000 Gulden handelt. Oder habt Ihr am End' so viel zum Anlegen?“

„Vielleicht!“

„Haltet mich nicht zum Narren.“ Der Gerichtsvollzieher wurde ärgerlich.

„Werst nur auf — werdet schon sehen.“

Der plötzliche Ernst in den Mienen machte den Gerichtsvollzieher stutzig. „Meinetwegen,“ sagte er, „nur damit Ihr Ruh' gebt. Also, Beitel, paßt auf: der Hof mit allen Fahrnissen, mit allem Grundeigentum, fünfzig Tagwert Felber und Wiesen, wie im Grund- und Haussteuerkataster eingetragen, samt dem ganzen Mobilien im Anschlag 50 000 Gulden.“

„Das ist zu wenig, Herr; sagt das Doppelte.“ Alle Augen richteten sich auf den elegant gekleideten schlanken Herrn, der dies versprochen und nun mit leisem Lächeln den verwirrten Gerichtsvollzieher ansah.

„Wer seid Ihr?“

„Professor Giuseppe Leonardi. Ich biete 100 000 Gulden für den Hof. Fragt, ob jemand mehr bietet.“

„Ist das Euer Ernst?“

„Ja.“ Der Fremde legte betauernd die Hand auf die Brust.

Unter den anwesenden Güterzertrümmerern entstand ein Flüstern. Die Sache ging gegen ihre Rechnung.

Aber schon bot der Gerichtsvollzieher aus.

„100 000 Gulden zum erstenmal. Niemand mehr? — Zum zweitenmal — zum drittenmal. Der Hof ist Euer, Herr Professor.“

„Gut! — Wo ist der Besitzer?“

Kaver Lindenthaler hatte forschend den Fremden gemustert, nun trat er zögernd heran. „Das Geld zahlt Ihr mir.“

„Euch? Seid Ihr der Besitzer?“

„Kaver Lindenthaler heiß ich; ich habe vom alten Heymann die Vollmacht.“

„Kaver Lindenthaler —“ der Professor blickte nachdenklich den Burschen an. „Ihr erhaltet, was Euch gebührt. — Zuerst aber möchte ich den David Heymann sprechen.“

Beitel sprang eifrig in das Haus und kam mit dem alten Heymann zurück, der verwundert den Fremden betrachtete. „Ihr seid der Besitzer des Hofes?“

„Ich war es, Herr. Nun seid Ihr es,“ sagte er bitter.

„Ja, ich habe das Besitztum gekauft, aber Ihr bleibt darauf.“

„Herr!“ sagte Heymann mit zitternder Stimme; „ich bin ein alter Mann, werde Euch wohl nicht viel mehr nützen, aber ich danke Euch, daß Ihr mich net hinausjagt und ich einmal da sterben darf, wo ich auf die Welt gekommen bin und Freud und Leid gesehen hab.“ Dankend drückte er Leonardi's Hand und wollte gehen.

„Bleibt noch ein wenig, Heymann,“ sagte der Professor, „Ihr seid noch notwendig.“ — „Ihr wollt nach Amerika?“ wandte er sich an Kaver.

„Ja — und bald. Gebt mir das, was mir zukommt.“

„Ja, das sollt Ihr erhalten,“ sagte der andere bedeutungsvoll, „doch vorher — kennt Ihr das?“

Er griff in die Tasche seiner Weste und hielt einen Hirschhornknopf, wie ihn die Gebirgler an den Rücken tragen, in die Höhe. Kaver sah blöden Blickes nach dem Gegenstand.

„Was soll's?“ sagte er brummend.

„Das ist Euer Eigentum.“

„Rann schon sein.“

„Und wißt Ihr, wo Ihr ihn verloren habt?“

„Wie soll ich das wissen?“ fragte Kaver frech. „Ihr wißt es nicht?“ Scharf und laut klang des Professors Stimme. „Den habt Ihr in jener Nacht verloren, als Ihr den Christophhof in Brand stecktet.“

Kaver krümmte sich unter der Anklage. „Ihr lügt!“ brüllte er sinnlos vor Wut. „Der Martin war es, der Lump. Gestehen müßt' er mir jetzt, wenn er nicht tot wäre. Ins Gesicht tät ichs ihm sagen.“ Die Umstehenden drängten näher.

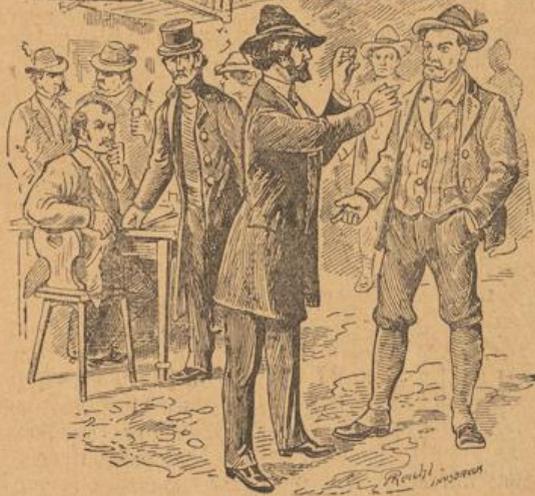
„So tut es doch, Kaver Lindenthaler,“ sagte der Professor ernst und deutete nach dem Hofstor. Die Augen aller folgten der Richtung der ausgestreckten Hand. Kavers Antlitz wurde sahl. Tastend griffen seine Finger ins Leere. Den Hofweg herauf schritt Martin Heymann.

„Der Martin!“ murmelten die Leute. Durch die Bewegung aufmerksam gemacht, sah der alte Heymann, der teilnahmslos auf der Bank vor dem Hause gesessen hatte, auf. Seine Augen weiteten sich. War es denn Wirklichkeit — sein Bub? „Martin, Martin!“ schluchzte er und breitete die Arme aus, „mein Bub! mein Bub!“

„Vater!“ Mit einem Jubelschrei eilte Martin auf ihn zu. „Vater, mein lieber, guter Vater!“ Kaver hatte den Totgeglaubten angestarrt wie ein Gespenst. Wie durch einen Schleier sah er, wie die Leute den Heimgekehrten begrüßten. „Verloren,“ murmelte er. Das Spiel war aus, er wußte es. Es gab nur noch ein Heil — die Flucht. Mit wankenden Knien versuchte er, sich wegzuschleichen.

Aber Beitel hatte ihn nicht aus den Augen gelassen.

„Haltet ihn!“ schrie er — und ein Duzend Hände griffen nach dem Burschen, der sich unter den vielen Fäusten wand. Beitel schob sich in den Knäuel. Blitzschnell zog er ein blinkendes Etwas aus der Tasche seines Rockes — ein hastiger Griff — und die Hände Kavers waren gefesselt. Und nun öffnete er mit einem Ruck seinen Rock und deutete auf das blinkende Messingschild auf seiner Brust. „Meine Rolle ist ausgespielt und auch die deine, Kaver Lindenthaler,“ sagte er ruhig. „Ich bin der Kriminalpolizist Veit Huber und verhafte dich, Kaver Lindenthaler, im Namen des Königs wegen Brandstiftung und Wechsel-fälschung!“



Scharf und laut klang des Professors Stimme. „Den habt Ihr in jener Nacht verloren, als Ihr den Christophhof in Brand stecktet.“

Während draußen der Lindenthaler abgeführt wurde und die Händler und Bauern, lebhaft die Ereignisse besprechend, allmählich den Hof verließen, hatte Martin, gefolgt von dem Professor, seinen alten Vater in die Stube gebracht, und nun saßen sie nebeneinander; Martin streichelte lieblosend die Hände des Greises und erzählte. Zwar über die erste Zeit, als sie den Hof verließen und darhend von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort wanderten und nur kümmerlich ihr Leben fristeten, bis sie Südtalien erreichten, berichtete er nicht; er wollte den Vater nicht betrüben. Ja, es war eine harte Zeit gewe-

sen bis zu dem Tage, als Peppo Leonardi durch sein Geigenpiel einen reichen Gönner gewann, der den gottbegnadeten Künstler in ihm erkannte und ihn vornehmen Freunden empfahl. Mit dieser Stunde kam das Glück. Im Fluge ging es nun aufwärts. Ehe ein Jahr vergangen, hatte die Heimat den Meister erkannt, und Ehren, Triumphe und Reichtum schüttete das Füllhorn über ihn aus. Aber Peppo vergaß in seinem Glücke nicht die, die er liebte. Auf seine Fürsprache fand Martin Unterkunft in dem Geschäft eines angesehenen

Südfriichtenhändlers, und als es sich schickte, daß der Mann, der alt war, sich in das Privatleben zurückziehen wollte, erwarb er die Firma mit seinen Mitteln für den Geliebten Marias, und bald konnten die beiden Hochzeit feiern. So wäre alles gut gewesen, hätte nicht eine Sorge und eine Sehnsucht an Martins und Marias Herzen genagt: die Liebe zum Vater und zur Heimat. Peppo ließ dieser Kummer seiner Lieben nicht ruhen. Eines Morgens packte er seinen Koffer zu einer Reise nach Tirol. Und alles, was nun kam, war sein Werk. Er hatte den Geheimpolizisten zur Beobachtung Kaver Lindenthalers aufgestellt; der Brief, in dem Martin totgesagt wurde, um Kaver sicher zu machen und in seinem eigenen Neze zu fangen, wurde auf seine Veranlassung abgeschickt. Und als es den rastlosen Bemühungen Weits gelangen war, den Beweis zu erlangen, daß Kaver der Brandstifter war, und als der Hof versteigert wurde, da zögerte er keinen Augenblick, sein ganzes Vermögen zu opfern, um seinen Schülern die Heimat wiederzugewinnen.

Atemlos hatte David Heymann der Erzählung seines Sohnes gelauscht. Sein Auge suchte den Professor, um ihm für alles das herzlich zu danken, was er an seinem Sohne getan hatte. Der

aber hatte sich schweigend entfernt. Auf dem Hof tönte das Rollen eines Wagens. Martins Gesicht leuchtete auf. Der Alte horchte.

„Was ist es, Bub?“

Die Türe tat sich auf. In dem Rahmen stand eine liebliche Frauengestalt. „Vater,“ sagte sie mit leiser Stimme schüchtern, „wollt Ihr mich als Tochter haben?“

„Maria?“

„Ja, Maria.“

Da streckte der Alte seine Arme aus und zog sie an seine Brust. — — —

Die Zeit ist weiter geschritten. Giuseppe Leonardi Künstlerstern strahlt im hellsten Glanz. Auf dem Christophhofe blüht das Glück. Liebliche Enkelkinder schaukeln auf den Knien David Heymanns. Er ist ausgesöhnt mit dem Leben und genießt in Frieden die Jahre, die das Schicksal ihm noch gibt. Mit inniger Dankbarkeit denkt er an Peppo Leonardi, den armen Italienerjungen, den er einst von seinem Hof gejagt. Wenn er aber von seinem Ruhmeszuge hört, so schüttelt er verwundert den grauen Kopf; denn eines kann er noch immer nicht begreifen, daß man mit einer armseligen Geige so viel Geld verdienen konnte, um den Christophhof zu kaufen.

■ ■ ■

— Sommertag. —

Von R. Sch.

Wenn man am Sonntag Lätare durch die Straßen von Heidelberg geht, begegnen einem zahlreiche Kinder, die einen geschälten, oben zugespitzten Steden in der Hand tragen, der mit bunten Bändern oder buntem Papier umwickelt ist und auf den eine Brezel und ausgeblasene Eier oder ein Apfel gesteckt sind. Dester kommen kleine Buben heran, schütteln in einer Büchse Geld und singen dazu folgendes Lied:

Strich, Strah, Stroh, der Summertag is do,
Der Summer und der Winter,
Das sinn Geschwisterkinder.
Summertag Staab aus,
Blost em Winter die Lage aus.
Strich, Strah, Stroh, der Summertag is do.
Ich hör die Schlüssel klinge,
Was were sie uns denn bringe,
Note Wein un Brezel drein.
Was noch dazu? Paar neue Schuh.
Strich, Strah, Stroh, der Summertag is do,
Heut übers Johr, do sinn mer widr do.

Wer nichts bekommt, der singt:

O du alter Stodfisch,
Wenn mer kommt, no hascht nix
Gibst uns alle Johr nix.
Strich, Strah, Stroh, der Summertag is do.

Hunderte von Kindern ziehen in einem großen Zug durch die Straßen der Stadt, jedes mit einem Steden in der Hand und immer das Lied singend.

Dieser Brauch ist schon für das siebzehnte Jahrhundert in Heidelberg bezeugt; denn es steht im Ausgabebuch des Pfalzgrafen Karl Ludwig ein Eintrag: „Zwei Jungen, welche den Sommer gesungen 1 Gulden, 30 Kreuzer.“ Der „Sommer“ und der „Winter“ gehen denn auch dem ganzen Sommertagszug voraus, nämlich zwei Jungen, welche ein pyramidenförmiges Gestell tragen, mit Stroh umwickelt, wenn es den Winter, mit Tannengrün, wenn es den Sommer darstellen soll. Früher traten noch Kämpferpaare auf mit hölzernen Schwertern, welche mit einander fochten.

Was hat das alles zu bedeuten? Ist es ein Spiel ohne Sinn? Das anzunehmen, verbietet uns schon das hohe Alter der Uebung, noch mehr aber der Umstand, daß ähnliche Bräuche an anderen Orten und zu anderen Zeiten sich finden. An manchen anderen Orten der Pfalz sind ähnliche Bräuche heute noch in Uebung und es wird dabei ein anderes Lied gesungen.

Heut is Mitten Fasten
 Da leeren die Bauern den Kasten,
 Tun sie die Kasten schon leeren
 Gott will was Neues bescheren.
 Im Sommer, da reifen die Früchte wohl
 Da kriegen sie Scheuern und Kasten voll
 Da schaut ein Herr zum Fenster heraus
 Er schaut heraus und wieder hinein
 Er schenkt uns was ins Beutelein nein;
 Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Fisch
 Auf jedem Ed einen goldenen Fisch.
 Und mitten drein nein
 Eine Kanne voll Wein,
 Da kann der Herr recht lustig sein.

Es gibt eine unabsehbare Fülle solcher Lieder, die im Frühjahr am Sonntag Lätare, am ersten Mai, an Ostern oder Pfingsten von herumziehenden Mädchen und Knaben gesungen werden, nicht nur in der Pfalz, auch im Taunus, in Braunschweig, Mecklenburg, Osnabrück, Göttingen, Köln und anderwärts und auch in anderen Zeiten, an Weihnachten, Neujahr oder Dreikönig. Also die Zeit ist entweder die der Wintersonnennende oder des Frühlingsanfangs. Die gesungenen Lieder enthalten immer vier Hauptpunkte: 1. Das Ansagen oder Ringen des Frühlings, 2. Bitte um Gaben, 3. Segensprüche, 4. Fluch, Schmähung oder Drohung, wenn die Gabe verweigert wird.

Wenn wir in den Blättern der Geschichte nachschlagen und suchen, ob Aehnliches auch in früheren Zeiten Brauch war, so finden wir unsere Vermutung bestätigt. Schon im heidnischen Griechenland, Jahrhunderte vor Christi Geburt, finden wir dieselben Gebräuche. Im alten Athen zogen im Frühjahr Kinder mit Zweigen oder mit Stäben, welche mit Bachwerk, Früchten und Bändern behangen waren, herum und sangen ein Lied ähnlichen Inhalts wie heute noch in Heidelberg und vielen Orten Deutschlands. Besonders beliebt aber waren im alten Griechenland Umzüge mit Tieren, mit Schwalbe und Krähe. Ein Zug von Kindern ging herum mit einer Schwalbe oder Krähe und sang ein Lied dazu. Von vielen Orten des alten Griechenlandes, aus vor- und nachchristlicher Zeit, ist uns das bezeugt und noch in der Gegenwart, nach mehreren tausend Jahren, sind dieselben Bräuche, mit ähnlichen Liedern, im heutigen Griechenland üblich. In der Bibliothek des Vatikan zu Rom stehen zwei Wandbilder, welche im Jahre 1868 in Ostia, der Hafenstadt des antiken Rom gefunden wurden. Und was ist auf ihnen dargestellt? Man meint eine Illustration des Sommertagszuges zu sehen. Es sind Gruppen von Kindern mit Stäben in den Händen, die mit Bändern und Früchten behangen sind und deutlich sieht man, daß die Kinder singen. Also ein Gemälde, wohl

halb 2000 Jahre alt, mit einer Darstellung des Sommertagszuges!

Da ist es Zeit, zu fragen, was dieser eigentlich bedeutet! Der Umzug der Kinder bedeutet den Einzug des Frühlings. Wenn der Winter vorbei, wenn das erste, neue Leben in der Natur erwacht, dann wird der Frühling in frohem Umzug von Haus zu Haus gebracht, damit jeder teil habe an dem neuen Leben. Der Stab mit seinen Früchten und Blättern, den die Kinder tragen, oder die Krähe und Nachtigall, die Botinnen des Frühlings, sind das Symbol des Frühlings selbst. Und wenn ein Heidelberger Sommertagszug voraus zwei Jungen gehen, von denen einer den Sommer darstellt, der andere den Winter, wenn Kämpferpaare mit Schwertern fechten, so hat das alles dieselbe Bedeutung. Der Winter und der Frühling werden einander gegenübergestellt, der Kampf der beiden wird symbolisiert, beim Anbrechen der neuen Zeit, wenn der grämliche, kalte Winter, der das Leben und Wachstum in der Natur tötet, abzieht und der heitere, lachende Frühling mit seiner Blütenpracht sich anmeldet. Aus all den Bräuchen spricht derselbe Sinn, der Sinn des Naturmenschen für das Geschehene in der Natur, mit der er so eng verwachsen, von der er so sehr abhängt, daß er ihre Angelegenheit ganz als die seine betrachtet. So ist es nicht verwunderlich, wenn er das Schwinden des Winters als dessen Sterben auffaßt, wenn er die Stürme des Frühjahres, den raschen Wechsel der Witterung als einen Kampf auffaßt zwischen Sommer und Winter, ebenso wie in der Literatur aller Völker, die den Wechsel der Jahreszeiten erleben, das Vergehen des Sommers als ein großes Sterben in der Natur geschaut wird, um das man klagt und trauert, als ein Kampf des heiteren und jugendlichen als Person vorgestellten Sommers gegen den runzligen Alten, den Winter mit weißen Haaren. Die bekannte Einteilung des Menschenlebens in Frühling, Sommer oder Zeit der Vollkraft und Herbst, die Zeit der Reife und Vollendung, ist aus dem gleichen Gefühl entstanden. Pflanzen, Tiere und Menschen stehen eben alle unter einem Gesetz, dem Naturgesetz, dem alles Lebende unterworfen, ist bestimmt, zu entstehen, zu leben und wieder zu Grabe zu steigen, in ewigem Wechsel und das Naturkind empfindet sich selbst als mitten inne stehend in diesem wogenden Rhythmus. Freilich unsere Zeit ist dem nicht günstig, wo ein großer Teil der Menschen, eingeschlossen in den Steinwüsten der Großstädte, alle Fühlung mit der Natur verloren haben und ihre Poesie nicht mehr verstehen wollen. Denn Poesie ist es, was wir oben betrachteten, und als solche müssen wir empfinden, was uns begegnet an

solchen und ähnlichen Gebräuchen. Nicht lächeln sollen wir darüber, sondern es verstehen, es nachempfinden und uns seiner freuen als eines köstlichen Erbes, ebenso wie wir die Trachten des Landvolkes als Poesie empfinden, als Zeugen von Eigenart und bodenständiger Kultur, die nicht sterben dürfen, die es zu erhalten gilt gegen die Hochflut moderner Unkultur und alles nivellierender Charakterlosigkeit. Eigenart, festes Fußen auf den Grundlagen des eigenen Daseins, Festhalten an der von alters entwickelten Sonderexistenz sind wahre Rettungsanker für den Einzelnen wie für eine Gesamtheit. Eigenes, Persönliches ist allein schöpferisch!

Noch ein Zweites können uns die oben geschilderten volkstümlichen Bräuche lehren. Im alten und neuen Deutschland, im alten und neuen Griechenland, heute ebenso wie vor hundertern und tausenden Jahren, unter dem nördlichen und südlichen Himmel begegnet uns ähnlicher Brauch, ähnlicher Glaube. Das kann uns lehren, wie die Menschheit eine Einheit, ein großes, von denselben Gedanken und Empfindungen beherrschtes Ganzes ist, das wir verstehen wollen. Zu der Eigenart, zum Festhalten am Eigenen, muß also ein Zweites kommen, das Verständnis von fremder Art, die Hochachtung und Hochschätzung fremder Ueberzeugung und fremden Glaubens.

■ ■ ■

Wandlungen.

Novelle von Luise Cammerer.

Dicht neben der Wohnung des Gartengebäudes, das, einem Dornröschenheim gleichend, bis unter das Dach im Blattgrün und Blumenschmud vergraben lag, stellte von Zeit zu Zeit der alte Schleiferjakob seinen Karren auf. Sein Gesicht war so rostbraun wie die alten Messer und Scheren, denen er gegen ein kleines Entgelt zu neuer Schärfe und neuem Glanz verhalf, und seine Züge waren so verwitert und gefurcht wie die rissige narbige Rinde eines uralten Baumstammes. Das Straßenleben hatte ihm seinen Stempel aufgedrückt. Trotz seines Alters war er aber ein lustiger Geselle, immer voll frischen und fröhlichen Mutes. Sein Auge blickte so munter und guter Dinge voll unter den krausen, grauen Augenbrauen hervor, als gehöre die ganze Welt ihm zu eigen, als sei sein Leben von eitel Sonnenglanz erfüllt.

In jungen Jahren hatte er zwei Feldzüge mitgemacht und sich beide Male Ehrendentmünzen erworben. Gelegentlich hätte er wohl auch eine gute Zivilverförmung finden können, indessen das freie ungebundene Straßenleben mit seiner Fülle von heiteren und ernstern Begebenheiten war seiner Natur am zusagendsten.

Sein Weib war tot, seine Kinder waren draußen, irgendwo in einem Erdenwinkel, verschollen und verdorben.

Zwei seiner Söhne waren nach Australien ausgewandert. Einer sollte bei einem Streitfall im Wirtshaus umgekommen, ein anderer als Freischärler in Algier zugrunde gegangen sein.

Aus einer sechsstöpfigen Kinderchar war ihm ein einziges Kind verblieben, das kleine, rosige flachblonde „Gretli“ mit den lachenden Blauaugen, für das der alte Schleiferjakob lebte und strebte und dem er das nötige Brot schaffte.

Mit einem breiten Ledergurt rückwärts an seinen Karren gebunden, teilte die Kleine sein unstetes Wanderleben. An seiner Seite trippelte sie treppauf, treppab, und überall, wo er um Arbeit anfrach, wurde sie ihm mit einem Blick auf das rosige, blondhaarige Menschenkind, das seine treue Fürsorge liebend umhütete und schützte, und wie ein seltenes Kleinod überwachte, freundlich gewährt.

In besseren Familien wurde beiden ab und zu auch ein Freitisch angeboten, damit man den alten Mann in seinem Fortkommen etwas unterstütze. Dabei war der alte Jakob grundehrlich, ein jeder Fundgegenstand, der ihm auf seinen Wanderfahrten zufällig in die Hände geriet, kam pflichtschuldigst an seinen rechtmäßigen Eigentümer zurück, wobei es stets eine kleine Extravergütung absetzte.

Das „Gretli“ wurde sein Glückskind, das seinem Leben Wert und Inhalt, seinem Alter die nötige Wärme gab. Allabendlich, bevor er sich zur Ruhe legte, nahm er eine altersbraune Kassetten aus seinem Schleiferkarren hervor; drinnen verwahrte er seine Ersparnisse, die sich mit der Zeit immer mehr anhäufeten.

Dem „Gretli“ sollte es besser werden im Leben wie seinen Eltern und verstorbenen Geschwistern. Es sollte eine gute Schule besuchen, viel lernen, um späterhin in eine menschenwürdige Umgebung, in wohlgeordnete Verhältnisse zu kommen. Es sollte nicht auf der Landstraße verkümmern, das war das Endziel seines Strebens und Lebens.

Das „Gretli“ und der Gedanke an dessen Zukunft schlich sich in das Morgenbet des alten Mannes und in seine Abendandacht. Die Jahre gingen. Der Jakob zog allein von Haus zu Haus.

Jetzt blickte er nicht mehr so frisch und fröhlich aus den Augen, erzählte auch den Kindern, die sich um seinen Karren gruppierten, nicht, wie er es in früherer Weise so oft getan, allerlei belustigende Schnurren und Schnaden aus seinem Wanderleben — sein Gretli, sein Liebling, sein Sonnenschein fehlte ihm, da wars vorbei mit seiner Fröhlichkeit. Das Kind befand sich unter fremder Obhut, in fremder Pflege. Gegen Bezahlung eines Verpflegungsbeitrages hatte er es bei einer kinderlosen Lehrersfamilie untergebracht.

Das Gretli wuchs heran zu rosiger Jugendfrische und Schönheit wie die Blumen, die auf grünender Wiese oder am Wegrain erblühen und die zu ihrem Fortkommen so wenig benötigten — den blauenden Himmel, Muttererde und flutenden Sonnenschein, und die in ihrer bunten regellosen Pracht und Farbenschönheit die vornehmsten Zierblüten überstrahlten. Da das Gretli sehr begabt war und das Lernen ihm Freude machte, so zählte es bald zu den gelehrigsten und fortgeschrittensten Schülerinnen der Klasse. Mit ihrem Vater unterhielt Grete einen regelmäßigen Verkehr. Jede Woche fand sie sich einige Male bei ihm ein, dann saßen sie beide eng zusammen, aßen aus einem Teller und tranken aus einem Krug, doch seltsam ernst und still blickte sie aus den Augen. Suchte er sie auf seine Art zu erheitern, so schaute sie scheu und schüchtern über ihn hinweg wie in ferne Welten.

Je mehr sich ihr Wissen vertiefte, ihre Kenntnisse bereicherten, je höher sie in der Achtung und Wertschätzung ihrer Lehrer und Mitschülerinnen stieg, desto mehr erweiterten sich ihre Lebensbegriffe, desto fühlbarer wurden ihr die feinen Lebensunterschiede, desto enger, drückender erschien ihr die Misere ihres väterlichen Heims. Nicht als ob sich eine Wandlung ihres Gefühlslebens vollzog, noch immer war sie dem arbeitsamen, opferwilligen Mann von ganzem Herzen zugetan und liebte ihn mit unverminderter Innigkeit. Nur das Entwürdigende seines Broterwerbes, das soziale Mißverhältnis im Gegensatz zu ihrem eigenen geistigen Vorwärtstreben kam ihr täglich mehr zur schmerzenden Erkenntnis. Democh, mit dem Egoismus der Jugend nahm sie seine Opfer entgegen, aber der Frohsinn ihrer Jugend verwandelte sich nach und nach in bitteren Lebensernst.

Fügte es der Zufall ja einmal, daß sie den Vater unterwegs mit seinem Karren irgendwo bemerkte, so schlug das Gretli eine andere Richtung ein, um einer etwaigen persönlichen Begegnung auszuweichen, denn einerseits war sie zu feige geworden, sich öffentlich zu ihm zu bekennen, andererseits scheute sie sich, ihn zu verleugnen.

Durch die Fürsprache und Vermittlung ihres Lehrers, der ihr wohlgesinnt war und ihr Streben nach Bildung und Wissen achtete, fand sie Aufnahme in einem vorzüglichen Mädchenpensionate, in dem bisher nur Jöglinge aus besseren Kreisen Zugang fanden, und da der Pensionspreis dort sehr hoch gehalten wurde, so schmolzen die langjährigen Ersparnisse des alten Schleiserjakob immer mehr zusammen, trotzdem Gretli eine bedeutende Preisermäßigung genoß. Seine Kassette wurde leerer und leerer, er selbst noch arbeitsamer und bedürfnisloser, um die Kosten der höheren Ausbildung zu decken.

Nur selten suchte sie ihn auf, doch diese seltenen Besuche wurden zum Lichtpunkt seines Lebens. Ihr Kommen bedeutete des Lebens höchste Glückseligkeit für den alten Mann, und wenn sie gar einmal das silberumflimmerte Köpfchen an seine Schulter lehnte und er die weichgerundete rosige Wange ihres jugendfrischen Angesichtes an seinem rostbraunen, verwitterten Gesichte fühlte, dann deuchte es ihm, der Himmel hätte keine höheren, beseligenderen Freuden zu verschenten.

Das Gretli blieb auch immer auf das Alter des Vaters bedacht. „Lasse mich nur erst fertig werden, Vaterle, lasse mich nur erst eigenes Geld verdienen, dann sollst du empfinden, wie gut ichs mit dir meine. Dann wird dein alter kasten pensioniert und ich schaffe dir ruhige Tage. Ich miete dir ein Stübchen, so nett und traulich, wie ich mirs im Geiste ausmale, und jede freie Stunde bringe ich bei dir zu. Nur Feiertage sollst du haben!“

Der alte Jakob lächelte wehmütig zu den goldenen Verheißungen seines rosigen, schönen Tochterleins, für ihn war sie selbst ein Feiertag, ein Gnadengeschenk Gottes.

In gewohnter Weise führte er sein Leben weiter. Er zog von Haus zu Haus, von Straße zu Straße mit seinem Karren, und um seinen Dienst noch etwas zu vermehren, betrieb er nebenbei noch einen Kleinhandel mit allerlei nützlichen Küchengeräten.

Das Kind, sein Gretli, sollte und durfte keine Not leiden; es durfte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, es sollte seinen Bildungsgang vollenden.

Und endlich wurde es fertig damit. Nach vorzüglich bestandnem Examen erhielt es auch sogleich durch die Vermittlung der Institutsvorsteherin eine Stellung als Erzieherin in einem hochachtbaren Kaufmannshause, in dem vor Jahresfrist die Hausfrau mit Tod abgegangen war. Das Gretli hatte Glück. Gar bald wurde es die Braut des Mannes, dessen Kinde sie liebende, leitende Erzieherin gewesen — doch sollte mit Rücksicht auf die geschäftlichen und gesellschaftlichen Verbindlichkeiten des Bräutigams vorerst eine Veröffentlich-

ung der Verlobung unterbleiben. Die Hochzeit sollte dann in aller Stille auswärts erfolgen, um alle unlieblichen Erörterungen über Vermögensverhältnisse der Braut zurückzuhalten.

Der alte Jakob war damit nicht so recht einverstanden. Nach seiner Ansicht sollte der Mann, der sein schönes, junges, rosiges Kind zum Altare führte, sein Glück in alle Welt hinauszubeln. Der alte Jakob konnte des Glückes seiner Tochter nicht so recht froh werden, zumal es seinen und seines Karren Ruhestand bedingte.

Dem alten, arbeitssamen und opferwilligen Mann, der ohne Murren und Zögern seinem Kind einen angenehmen Lebensweg ermöglicht hatte, fiel es schwer, Gnadenbrot zu essen. Indes, Gretli beschwichtigte seine Bedenken. Gretlis Bitten vermochte er nicht zu widerstehen. Sie selbst richtete ihm eine kleine freundliche Wohnung in einer Vorstadt ein und setzte ihm dazu ein ausreichendes Jahreseinkommen aus, damit er seine Tage in sorgenfreier Behaglichkeit beschließen könne.

„Dein Wanderleben mußt du nun aufgeben, Vater! Mit dem Karren nach Arbeit auszugehen, das darf nun nicht mehr sein!“ sagte die junge Frau, als sie ihn nach der Rückkehr von ihrer Hochzeitsreise zum erstenmal wieder besuchte. „Es würde meinem Manne an Ehre und Ansehen schädigen, wüßte man, in welchem nahem verwandtschaftlichem Verhältnis du zu uns stehst. Er hat mich lieb und ich ihn! Auch danke ich ihm die gesicherte vornehme Lebensstellung. In manchen Dingen läßt sich ein Mann von seinen Vorurteilen nicht abbringen. Heidmann dachte bis jetzt sehr streng über Standesunterschiede, und er kam gar nicht so leicht darüber hinweg, daß ich so niederer Abkunft bin. Jetzt hast du's auch nicht mehr nötig, dich abzu-

plagen und dich dem Mitleid und Spott der Menschen auszuweihen!“

Gewiß, in ihrer Darstellung der Sachlage lag viel Richtiges und Wahres, doch er hätte auch Einwendungen dagegen ausführen können. Seine Arbeit war es, die ihnen beide Brot geschafft und stillen, häuslichen Frieden und Glück im kleinen Sinne gegeben hatte. Seine geringe, verachtete Arbeit hatte ihren Bildungsgrad ermöglicht, vermöge dessen sie sich nun in bester Gesellschaft bewegen und behaupten konnte. —

Sehr rasch und sehr leicht fand sich die junge Frau in den günstigen Umschwung ihrer neuen Lebensverhältnisse und in sehr kurzer Zeit fühlte sie sicheren Boden unter den Füßen.

Sie war jung, schön, und verstand, sich rechtzeitig anzupassen, und schwamm flott mit dem großen Strome.

Frau Marga Heidmann, die Gattin des rührigen, umsichtigen Großkaufmanns Heidmann, Besitzer des ersten Pelzwarenhauses am Platze, der schwunghafte Handelsbeziehungen mit Rußland unterhielt und seiner Frau anstandslos alle Wünsche erfüllte, die weltlichere, vornehme Gesellschaftsdame — und die einstige „Gretli Winkler“, das Karrenkind, das bei Sturm und Wetter mit dem Vater nach Brot auszog, die beiden in einen Vergleich zu bringen,

das wäre wohl niemandem eingefallen.

Die schöne, elegante Frau schaute nach und nach sogar die Erinnerung an die Tage ihrer Kindheit nur selten, und dann sehr flüchtig, schaute sie sich nach dem Vater um, dem die Untätigkeit und das Gnadenbrot gar nicht gut bekam. Er sehnte sich immer mehr nach der Arbeit und der Abwechslung seines Wanderlebens zurück.

Und eines Tages, Frau Marga Heidmann fuhr gerade im eigenen Wagen bei einer ihrer Freun-



„Lasse mich nur erst fertig werden, lasse mich nur erst eigenes Geld verdienen, dann sollst du empfinden, wie gut ich's mit dir meine.“

dinnen vor — da sah sie seinen Karren in dem Hofraum des gleichen Hauses halten, in dem sie Besuche machte, ihn selbst aber sah sie, fröhlich pfeifend bei seinem Tagewerk.

Hoch erhobenen Hauptes sah sie an ihm vorüber.

Lächelnd, frohgemut arbeitete der alte Jakob weiter. Was kümmert ihn, den armen alten Straßenparia, die vornehme, eitle Dame, die verächtlich über ihn hinwegjah? Die gehörte der großen bunten Welt — er hatte sein Kind an die Welt verloren. Doch besaß er noch Ehrgefühl und Lebenskraft genug, das Almosen, das ihm das fremdgewordene Weltkind liebeleeren Herzens für sein Verschweigen naher verwandtschaftlicher Beziehungen bot, nicht zu verbrauchen.

Am Abend kam sie zu ihm, hocherregt, schnaubend vor Zorn. „Wie konntest du mir das antun?“ Händeringend eilte Frau Marga in der Wohnung hin und her. „Wenn mein Gatte es erfährt, wird er außer sich sein. Jetzt, wo er die Aussicht auf eine Ehrenstellung hat! Verkauft du denn dein verlottertes Vagabundenleben gar niemals lassen? Oder ist es dir um ein höheres Einkommen zu tun? Wäre ich doch nie in solch widrigen, erbärmlichen Verhältnissen geboren worden!“

Der alte Jakob lächelte nur still.

„Was kümmert mich dein Gatte? Ich habe meine Ehre und halte fest daran. Arbeit schändet nie! Ich kenne deinen Mann nicht, er kennt mich nicht. Nie drängte ich mich in Euren Lebensweg. Er nahm mir mehr als er mir und dir gab. Es war ein Irrtum, ein Fehler, dir die höhere Erziehung zu geben, dadurch beraubte ich mich selbst, und wir beide verloren unsere Zusammengehörigkeit. Ich wollte, du sähest noch wie ehemals an meinem Tisch und äßest mein Brot! Wir beide waren glücklich, als du einfach warst!“

„Nimmermehr — nimmermehr!“ rief sie in ausbrechender Heftigkeit. „Ich trüge es nicht mehr, dies jämmerliche, verächtliche Menschenlos! Ich ertrüge es nicht mehr, Straßenparia zu sein, nachdem ich in die Sonne geschaut. Wer auf der Höhe steht, der verspürt wenig Sehnsucht nach der Niederung. Ich verwünsche die Stunde —“ erschreckt innehaltend, schaute sie zu dem alten Manne auf, der gehungert und gedarrt, um sie leiblich und geistig zu sättigen — und dem die hellen Tränen über

die verwitterten, gefurchten Wangen rannen. Renevoll neigte sie sich ihm zu und streichelte seine arbeitsrauh, rissigen Hände.

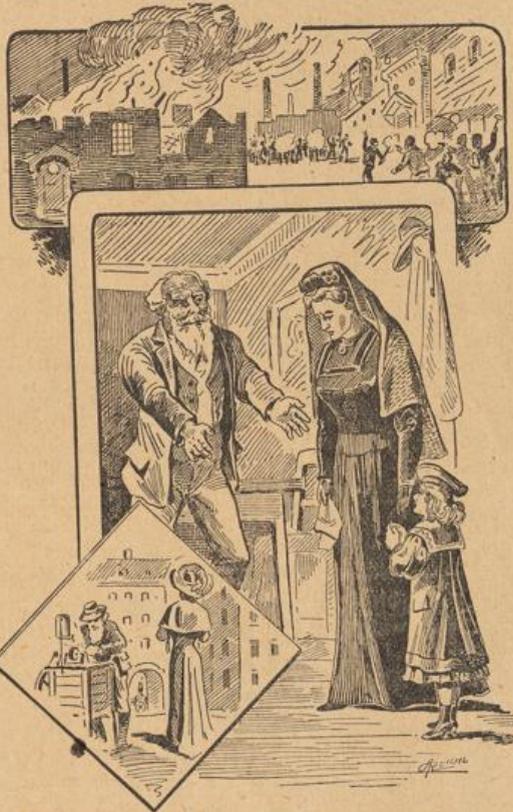
„Verzeihe mir, Vaterle, liebs Vaterle, und denke nicht allzu schlecht von mir!“ — Es war der alte, kindlich liebende Ton, der den Sturm seiner Gefühle besänftigte.

„Die Welt, die Welt ist hart, mein Gretli, sie schuf die Unterschiede, die erst der Tod ausgleicht.“ Aus übervollem Herzen suchte er sie zu entschuldigen, ihr Tun zu beschönigen. „Gehe getrost von mir, unsere Wege werden sich nie wieder zusammenfinden. Doch arbeiten will ich noch immer, denn es könnte eine Zeit herankommen, in der uns Arbeitspennige not tun!“

Frau Marga schied in ratloser Verwirrung. Es kam zu keiner Ver-

ständigung zwischen beiden. Doch nahm der alte Jakob sein Tagewerk nicht wieder auf. Er mietete sich einen kleinen Laden in einem schmalen Seitengäßchen und führte dort eine bescheidene Eisenwarenhandlung mit Küchenartikeln; gearbeitet mußte unter allen Umständen werden.

Seine Tochter sah er nur noch einmal bei sich, als sie für immer Abschied von ihm nahm, um ihrem Gatten, der sein Geschäft nach Petersburg verlegte, dorthin nachzufolgen. Heidmann wünschte dadurch alle Beziehungen abzuschneiden.



„Mein Mann ist tot. Er fiel im Straßenkampf, als man unsere Fabrik und Warenhäuser plünderte.“

Der alte Schleiserjakob hielt es auch am besten so. Er arbeitete und sparte, sparte und arbeitete und die Tätigkeit wurde ihm zu einem Jungbrunnen, sie erhielt ihn noch lange in frischer Regsamkeit.

Von seiner Tochter kam nur spärliche Kunde. Kinder wurden ihr geboren und starben wieder, ohne daß er je davon erfuhr. Sein Herz rumorte oft im schmerzlichen Wehgefühl und die alten Augen feuchteten sich in der Erinnerung an frühere glückliche Tage, wo er ein junges, rosiges Menschenkind sein eigen genannt, ein silberschimmerndes, reizvolles Köpfschen an seiner Wange gefühlt. Vorüber, vorbei! Fünf Söhne, rauhe, trockige Gesellen, die hatte ihm der Tod genommen, sein Lieblingskind, das Gretli, hatte das Weltleben ihm geraubt. Wie ein dürre, entlaubter Baum stand er im Alter seines Lebens allein — allein!

Dann trat die revolutionäre Bewegung in Rußland ein, sie machte den alten Schleiserjakob wieder lebendig. Er sorgte und bangte wieder um etwas, das ihm längst nicht mehr gehörte, das ihm längst fremd geworden sein sollte und doch nicht fremd geworden war. Die heiße Vaterzärtlichkeit wurde wieder wach und bereitete ihm ruhelose Stunden, schlaflose Nächte. Je bedrohlicher die Nachrichten lauteten, desto sorgenvoller wurden seine Bzige, desto ängstlicher überzählte er seine Ersparnisse.

Und eines Abends klopfte es an seiner Tür, da sah er sie vor sich in Not und Elend, eine bleiche, verhärmte, gebrochene Sorgengestalt, hilflos und schußbedürftig — und an ihrer Hand ein kleines, zartes, verschüchtertes Wesen, das, die Händchen faltend, aus unschuldsvollen Kinderaugen bittend zu ihm aufschaute.

„Mein Mann ist tot. Er fiel im Straßenkampf, als man unsere Fabrik und Warenhäuser plünderte. Von fünf Kindern blieb mir dies eine. Wir sind verarmt. Mit knapper Not entkamen wir den Greueln der Revolution. Zu dir flüchte ich mich

in meiner Not und bitte um ein Asyl, um ein Ruheplätzchen bei dir, Vater! Komme ich vergebens?“

„Mein Kind, mein Gretli!“ Warme Freudentränen flossen ihm über das alte, liebe Gesicht, „endlich bist du heimgekehrt zu deinem alten Vater. Lange genug hast du mich warten lassen, lange genug habe ich mich deiner Heimkehr entgegengekehrt. Doch wirst du dich auch wohlfühlen in der engen Dürftigkeit des armen, alten Schleiserjakob?“

„Vater!“ Ein bitter-schmerzliches Lächeln irrte um ihren Mund. „Das Beste in meinem Leben, es war meine Kinderzeit. Was du mir gabst, es gab mir keiner, keiner mehr, die echte, rechte Liebe, ohne die das Dasein verödet. Was ich im fernen Lande sah, es öffnete mir die Augen. Die Verelendung, Verrohung, Versumpfung eines großen Menschenteils, sie würde nicht sein, fehlte die Liebe nicht, und die Gaben der Liebe, die Segnungen der Religion. Die Gewaltakte und die Jammer-szenen, die an mir vorbeizogen, sie streiften alles von mir ab, was niedrig und kleindentend in mir war. Ich bin fertig mit dem Leben, Vater, doch mein Kind wird deiner Liebe, deiner Obhut bedürftig sein. Nimm du es in deine Hand und gib es nie von dir, damit es vernünftiger werde, wie seine schwache, eitle, törichte Mutter!“

Frau Marga lebt noch heute, eine ernste, stille, geläuterte Frau, die in Arbeit und treuester Pflichterfüllung gut macht und in der Liebe zu ihrem Vater und Kinde aufgeht. Die schwersten Erlebnisse treten mit der Zeitfolge mehr und mehr zurück und die Zeit heilt die brennendsten Schmerzen.

Der alte Jakob arbeitet noch immer und bringt sein kleines, bescheidenes Geschäft zu immer größerem Ansehen und Aufschwung. Sein Leben hat neue Sorgen, doch auch neue Werte und über seiner Arbeit waltet die Liebe und an seinem Tische sitzt frisch erblühende Jugend, die mit tausend Liebesfäden ihm auf immer verbunden bleiben wird.

■ ■ ■

Lohn der Ehrlichkeit.

Erzählung von Ludwig Blümke.

In Frau Nestlers dumpfem Kellerstübchen ist es dunkel geworden und für wenige Minuten ruht die Arbeit der fleißigen Plätterin. Sie setzt ihr Bügeleisen beiseite, um den vier hungrigen Wärmern, die schon seit Stunden um Nahrung betteln, ein Süppchen am Kamin zu kochen. Trännend schauen die schmerzenden Augen in die lodernde Blut des Holzfeuers, und tausend Gedanken schwirren dabei durch den Kopf des armen Weibes.

Ernste, traurige Gedanken sind das zumeist, die das Herz der lungenleidenden Witwe mit den Kirnhofrosen auf den spitzen Beckenknochen erfüllen. Gedanken der Sorge um das Wohl ihrer kleinen Kinder. Ja, was sollte aus denen werden, wenn ihre Hände einmal nicht mehr schaffen könnten? Schon jetzt ist Schmalhaus Küchenmeister, und die Schulden beim Bäcker und Kaufmann mehren sich von Tag zu Tag.

Da klopft es. Paul, der Aelteste, öffnet, und herein tritt ein junges, schlantes Mädchen mit verweinten Augen. Es ist Fräulein Gretchen, die Jungfer der Baronin von Gerlach in der Kaiserstraße.

„Guten Abend, Frau Nestler,“ spricht sie mit zitternder Stimme. „Ja, warum ich komme? Ich will Ihnen Adieu sagen, denn ich bin — entlassen wegen Diebstahls. Schauen Sie mich nur groß an, es ist wirklich so. Die Baronin vermißt seit gestern ihre teure Brosche, Sie wissen, die mit den Brillanten. Auf mich allein fällt der Verdacht, sie gestohlen zu haben. Vieles spricht für meine Schuld, das muß ich zugeben. Aber Gott weiß, daß ich unschuldig bin und niemals gestohlen habe. Nun ist alles vorbei, Frau Nestler. Meine armen Eltern, ach, die ertragen die Schande nicht. Und Wilhelm, mein Bräutigam, sollte eine Spitzbüb in heiraten?“ — Weiter kommt sie nicht, die Tränen ersticken ihre Stimme, und sie sinkt erschöpft auf einen der weißgescheuerten Schemel nieder. Umsonst sind der armen Witwe Trostworte. — Das junge Mädchen scheidet in größter Besümmernis von ihr.

Tags darauf erscheint der Diener jener Baronin von Gerlach bei Frau Nestler und bestellt sie zum großen Reinemachen, das morgen beginnen soll. Sie pflegt bei solchen Arbeiten gewöhnlich mitzuhelfen; und nun, wo die Jungfer entlassen, bedarf man ihrer Unterstützung besonders.

Pünktlich um sechs Uhr findet die Witwe sich also in der vornehmen Villa am nächsten Morgen ein, hört der Baronin enttäuschte Worte über das verlogene, diebische Fräulein, ohne ein Wort darauf erwidern zu dürfen und macht sich dann an die Arbeit. Zunächst kommt das Erkerzimmerchen an die Reihe, in welchem die gnädige Frau sich

besonders gern aufhält. Der kunstvoll geschnitzte Tisch, zierliche Stühle, Schränkchen mit Nippfächern und kostbaren Vasen, der schwere Smyrnateppich, kurz, alles, was beweglich ist, wird von der Stelle geschafft, damit jeder Winkel sorgfältig gesäubert werden kann. Gerade ist Frau Nestler allein im Zimmer. Sie trägt eines der beiden Wolfsfelle in die Ecke und hört etwas aus demselben auf den Boden fallen. — „Gott, das ist ja die verschwundene Brosche!“ ruft sie da,



„Gott, das ist ja die verschwundene Brosche!“ ruft sie da, ihren staunenden Augen kaum traugend, aus.

ihren erstaunten Augen kaum traugend, aus, wirft das Fell fort und hebt das kleine, überaus kunstvoll gearbeitete funkelnde Schmuckstück mit zitternder Hand auf. Vielleicht haben die Kinder die Brosche beim Spiel verschleppt und durch irgend einen Zufall ist sie unter das Fell geraten. Fräulein Gretchen hat sie also nicht gestohlen. — Da kommt jemand.

Ganz unwillkürlich läßt Frau Nestler den Schmuck in ihre Tasche verschwinden. Sie will ihn nicht behalten, bewahre, nur in Ruhe bewundern und nachher abgeben. Was mag er wohl wert sein? Sagte Fräulein Gretchen nicht von tausend Mark? Welch eine Summe! Tausend Mark! „Wenn du die Brosche nun doch behieldest und verkauftest, o, dann wäre dir und den Deinen mit einem Schlage geholfen! Sei doch nicht dumm und behalte sie. Die Baronin ist ja doch so sehr reich, und Fräulein Gretchen — ja, die ist ja unschuldig und wird den Schmerz verwinden. Hätte die Lotte den Hund gemacht, die würde ihn ganz gewiß nicht herausgegeben haben. Und du willst doch nur deinen Kindern helfen. Tausend Mark, tausend Mark, das ist ein Vermögen, dafür können wir lange herrlich und in Freuden leben!“

So spricht da eine Stimme erst zaghaft und schüchtern und immer überzeugender tief drinnen in ihrem Herzen. Man sieht der rastlos fleißigen

Frau die innere Erregung nur zu deutlich an, aber man hält die feuerroten Fieberflecken, die heute besonders auf ihren schmalen Wangen leuchten, für eine Krankheitserrscheinung, wie sie nur natürlich ist.

Endlich, endlich ist es Abend geworden. Frau Nestler trägt die Brosche noch immer in ihrer Tasche, nimmt sie mit heim, und der Kampf in ihrem Innern dauert fort die ganze Nacht. Aber als das Morgenrot am Himmel flammt, da wird es auch Licht in ihrem Herzen. Der Kampf hat ausgetobt, und hohe Siegesfreude erfüllt das arme Weib. Sie weiß jetzt, was das Beste ist, sie will ihrem Gewissen folgen und Gott für das andere sorgen lassen. Ganz offen will sie der Baronin gestehen, in welcher Versuchung sie geschwebt.

Grete Herder ist nun daheim in dem kleinen Städtchen, wo ihre Eltern leben. Der Vater, ein pensionierter Beamter, dem nichts über seinen ehrlichen Namen geht, gerät außer sich, als er erfährt, warum seine Tochter wieder da ist und die Mutter zerfließt fast in Tränen. Mögen sie beide auch nicht an Gretchens Schuld glauben, so drückt sie der Verdacht doch schon unerträglich, der Verdacht, das Urteil der Welt. Auf's Lügen verstehen die Herders sich nicht; wie soll man den Nachbarn und alten Freunden und Bekannten es denn nur klar machen, warum die Jungfer den Dienst in der nur eine Stunde entfernten Großstadt so plötzlich verlassen hat? Und wie soll man Wilhelm Weber, dem Sohn des stolzen Stadtrats, es beibringen.

Nur zu bald spricht man im Städtchen von der gestohlenen Brillantbrosche der Baronin und von Grete Herders Entlassung. Ein süßer Trost in allem Leid ist es für Grete, daß ihr Bräutigam festesten von ihrer Unschuld überzeugt ist und auch jetzt treu zu ihr hält. Er kam bereits am Tage nach

ihrer Ankunft im Städtchen an und will nun einige Wochen auf Urlaub dort verweilen.

Acht Tage sind seit Grete Herders Heimkehr verstrichen. Da trifft eines Morgens ein Brief an sie ein, in welchem die Baronin ihr in zitteriger, nur schwer zu lesender Schrift mitteilt, daß die Brosche sich gefunden habe. „Ich bedaure von Herzen, Ihnen so schweres Unrecht getan zu haben,“ schreibt sie dann weiter. „Möchte daselbe gern wieder gut machen und bitte Sie darum, gleich mit dem nächsten Zuge hierher zurückzukehren. Ich bin ernstlich erkrankt. Deswegen fand Frau Nestler, welche die Brosche beim Reinemachen unter einem Fell entdeckte, erst gestern Gelegenheit, sie mir abzuliefern.“

Natürlich säumt die überglückliche Grete nicht mit der Reise nach der Großstadt und traf noch am Abend in der eleganten Villa der Baronin von Gerlach ein. Es steht sehr schlecht um die an einem schweren Herzleiden erkrankte alte Dame. Nur mit Mühe vermag sie ihrer ehemaligen Jose die Hand zu reichen und ein paar Worte hervorzustoßen. Am nächsten Morgen weilte sie nicht mehr unter den Lebenden. Da eilen entfernte Verwandte — nahestehe

Nur mit Mühe vermag sie ihrer ehemaligen Jose die Hand zu reichen und ein paar Worte hervorzustoßen.

bei, rüsten ein großartiges Begräbniß aus und freuen sich der reichen Erbschaft, die sie zu machen hoffen. Aber wie groß ist ihr Entsetzen, als sich herausstellt, daß die Baronin noch kurz vor ihrem Tode ein Testament gemacht hat, kraft dessen ihnen nur ein sehr bescheidenes Erbe, der Jungfer Margarete Herder aber die ansehnliche Summe von hunderttausend Mark zufällt. Der ganze Rest ist für wohlthätige Zwecke bestimmt. Ausdrücklich heißt es in dem letzten Willen der Erblasserin: „Ich tat der Jungfer Margarete Herder, die mir mit größter Treue gedient, schweres



Unrecht, indem ich sie des Diebstahls bezichtigte und aus meinem Hause jagte. In meiner Sterbestunde quält mich der Gedanke an sie mehr als jeder andere an eine Sünde meines Lebens. Ich hoffe ruhiger zu sterben, wenn ich mein Unrecht dadurch etwas ausgleiche, daß ich der Jungfrau die Summe von hunderttausend Mark vermache, damit sie und die Ihrigen keine Not zu leiden brauchen.“

So steht da schwarz auf weiß und den stolzen Herrschaften nützt es nichts, daß sie die Nasen rümpfen und die Köpfe schütteln. Fräulein Gretchen ist mit einem Schläge reich geworden. Sie kann das lange nicht fassen, und ihr Bräutigam vermag es ebenfalls nicht zu begreifen. In diesem großen Glück vergißt die Jungfer aber der braven Witwe nicht, deren Ehrlichkeit sie daselbe ja nicht zuletzt zu danken hat. Hätte Frau Nestler die Brosche nicht abgegeben, ach, wie so ganz anders wäre alles! Sie macht sich also, als die erste freudige Erregung vorüber, sofort auf zu der guten Frau.

Frau Nestler fühlt sich heute außerstande, irgend eine Arbeit zu verrichten, nicht einmal eine Suppe vermag sie den hungrigen Kindern zu kochen. Wie Blei liegt es ihr in den Gliedern, sie muß zu Bett gehen und dem Herrgott alles andere überlassen. Der Arzt erscheint, untersucht sie und sagt nur: „Schwere Hoffnung! In diesem erbärmlichen Kellerloch müssen Sie verkrümmern und Ihre Kinder dazu. Hätten Sie die Mittel, eine Lungenheilstätte zu besuchen und Ihrer Gesundheit zu leben, dann könnte noch Rettung möglich sein.“

Damit geht der Herr Doktor wieder. Doch kaum hat er die dumpfe Kammer verlassen, als es schon wieder klopft.

„Fräulein Herder ist da!“ meldet der kleine Paul, nachdem er durch den Türspalt geschaut, seinem weinenden Mütterlein, das allen Mut verloren hat. „Ja, ich bin es!“ hört die Verzagte gleich darauf die helle, ihr so wohlbekannte Stimme des jungen Mädchens. „Ich komme, um Ihnen zu danken und um Ihnen zu helfen, denn ich kann es jetzt, gottlob! Aber regen Sie sich nur nicht zu sehr auf, gute Frau Nestler!“

Und nun erfährt die arme Witwe, was sich zugegetragen, und erkennt, wie glücklich sie durch ihre Ehrlichkeit zwei Menschenkinder gemacht. — „Ja, ich bin glücklich,“ schließt Fräulein Gretchen. „Aber mein Glück wird erst vollkommen sein, wenn Sie es mit mir teilen wollen und wenn Sie meinen Anordnungen folgen, die denen des Doktors, mit dem wir soeben eine kurze Unterredung hatten, entsprechen. Sie sollen noch einmal gesund werden mit Gottes Hilfe, und Ihre Kinder sollen nicht mehr nach Brot schreien.“

Da werden aus den Tränen tiefster Betrübniß Freudentränen, und in Frau Nestlers Seele wird es so licht, als strahlte Gottes Sonne mitten hinein.

Es beginnt eine neue Zeit. Die Witwe findet wirklich Genesung und lernt nach den Tagen der Trübsal auch des Lebens Sonnenseite kennen. — Welch ein schöner Lohn für den mühsam errungenen Sieg in jener schwarzen Nacht, als tausend verführerische Stimmen ihr rieten, die gestohlene Brosche zu behalten! — —

■ ■ ■

Der böse Geroldsecker.

Eine Episode aus der Geschichte der Geroldsecker 1333.

Von Pfarrer Armbruster, Prinzbach.

Es war um die Zeit der Gründung der Stadt Jahr. Die Familie der Geroldsecker stand in ihrem höchsten Glanze, nachdem Walthar von Geroldseck die Grafschaft Mahlberg erheiratet und sein einziger Sohn den Straßburgischen Bischofshut gleichsam erkaufte hatte, während Hermann von Geroldseck Landvogt im Elsaß war und auf der berühmten Burg Schwanau seinen Sitz hatte. Da entbrannte der Kampf zwischen dem Bischof Walthar von Straßburg und der Stadt Straßburg 1250 wegen gewisser Privilegien einerseits und bischöflicher Rechte anderseits. Es war die Periode der Städtekämpfe gegen Fürstenmacht. In diesem Kampf fiel Landvogt Hermann und Bischof Walthar starb vor Gram. Von da ab war Todfeindschaft zwischen den Geroldseckern und den Straß-

burgern und deshalb wollte sich später Walthar von Geroldseck, Sohn des ermordeten Landvogts Hermann an den verhassten Städtern rächen. Er residierte auf der Burg Schwanau mit 50 Mann Besatzung und trieb als Raubritter den Rhein entlang sein Unwesen, indem er an den Wegen lagernd mit seinen Gefellen den Fremden die Waren wegnahm und dann sie in der Burg gefangen setzte, so lange, bis ein entsprechendes Lösegeld bezahlt war, andernfalls ließ er sie gefangen im Burgverließ dem Hungertod anheimfallen. Lange trieb Graf Walthar dieses Raubwesen ungestraft und ungeschert, bis 1333 plötzlich die Stunde der Rache schlug.

Die Straßburger hatten sich schon früher mit Freiburg, Basel, Zürich, Luzern und Bern und

anderen Reichsstädten in ein Schutzbündnis zusammengetan, welches jüngst wieder erneuert worden war; als nun beim Erwachen des Frühlings der Geroldseder sein Umwesen wieder mit großer Frechheit begann, machten sie sich wohlgerüstet auf und zogen in riesigem Zug nach Erstein, welches er, wie die Schwanau, vom Kaiser zu Lehen trug. Es war am 1. April, am Gründonnerstag-Abend, als sie auszogen; anderen Morgens, am hl. Karfreitag, wo niemand ein solches Unternehmen vermutete, überfielen sie das Städtlein mit stürmender Hand, gewannen es, legten eine Besatzung hinein und zogen von wegen der Heiligkeit ruhig wieder heim. Inzwischen eilten ihre Boten nach allen verbündeten Städten mit Mahnbriefen um Zuzug und von allen Seiten kamen sie herbei zum Nachkampf. Am 28. April zog das Heer der Verbündeten mit Bischof Berthold und seinen Mannen unter der Hauptmannschaft Herrn Ruland Schwarmerz, des damaligen Städtemeisters von Straßburg, vor die Burg Schwanau und belagerten sie zuerst von einer Seite, die aber zu stark befestigt war und wenig Erfolg auf Einnahme versprach, um so mehr, als die Burg von allen Zufassen gut verproviantiert war. — Nach langer vergeblicher Belagerung versuchten sie es auf der anderen Seite der Burg, um die Gemäuer und Behältnisse, worin das Proviantlager, zu erschließen. Es wurden von allen Seiten Wurfmaschinen herbeigeführt und die Burg be-

stürmt; doch lange vergeblich, bis man aus Straßburg in kleinen Tonnen und Fäßchen allen Unrat, wie Nas und Abtrittkot, herbeiführte und diesen auf die dachlosen Gebäude schleuderte, wodurch viel Proviant verdorben wurde, und bei der anhaltenden Hitze ein unerträglicher Gestank erzeugt wurde. Auch der Burgbrunnen versiegte. Da erkannte Walthar von Geroldsed den glühenden Zorn des Himmels und ergriff verzweifelt schleunigst die Flucht. Jetzt begann von neuem erst recht der Ansturm auf die Burg und sie drangen innerhalb vor und machten die ganze Besatzung der Burg, 60 an der Zahl, elendiglich nieder, nur wenige wurden gerettet. — Das eroberte Raubnest aber wurde von Grund aus zerstört — eine süße Rache für das Raubwesen und den tief eingewurzeltten Haß gegen die Geroldseder. Doch nachher gingen die Städte noch weiter in der Verfolgung ihres Sieges; sie schlugen eine Brücke über den Rhein und verheerten das Geroldsedsche Gebiet, wobei die Städte Schuttern und Steinbach ein Raub der Flammen wurden. Von da ab hören wir nichts mehr von Herrn Walthar seit seiner Flucht von Schwanau. Es schweigt die Geschichte, er selbst aber bietet nur das Bild eines gewöhnlichen Tyrannen, frecher Uebermut in Glück und im Unglück ein feiges Gemüt!

So endet die Geschichte vom bösen Geroldseder.

■ ■ ■

Edelsinn.

Von Emil Schwarz.

Droben am westlichen Gehänge des Odenwaldes, wo der Neckar in vielgewundenem Laufe das grüne Tal durchzieht, liegt auf dem Saume eines steil abfallenden Hanges das massive Bergschloß „Hirchhorn“, zu seinen Füßen das alte, gleichnamige Städtchen Hirschhorn.

Drohend schauen die gewaltigen Mauern des Turmes zu Tale, aber nicht mehr vermögen sie, wie ehemals, das Menschengeschlecht zu erschrecken; nein, furchtlos steigen die Kinder der heutigen Welt zur Höhe empor und halten da droben frohen Blickes Umschau über die freie, herrliche Gottesnatur.

In diesem Schlosse herrschte einst das mächtige Grafengeschlecht derer von Hirschhorn, dem nicht nur Stadt Hirschhorn mit einer großen Anzahl Ortschaften, sondern auch ein beträchtlicher Teil des Odenwaldes zugehörte.

Im sechzehnten Jahrhundert lebte auf dem Schlosse ein Graf Hans von Hirschhorn, ein bei

seinen Untertanen ob seines Gerechtigkeitssinnes geachteter und gefürchteter Edelmann, mit seiner getreuen und gottesfürchtigen Gemahlin Klara. Die letztere wurde wegen ihrer Wohltätigkeit, ihrer hohen weiblichen Tugenden und ihrer Schönheit bei allen guten Menschen wie ein Engel verehrt.

Damals lebte unweit des oberen Tores zu Hirschhorn der Wucherer Seefeld, ein Handelsmann seines Gewerbes, der wegen seiner Hartherzigkeit und seiner mit Schlaueit und List geführten Betrügereien berüchtigt war.

Viele Klagen über letzteren waren schon an das Ohr des Grafen gedrungen.

Hauptsächlich dem redlichen Bauer Dört in einem benachbarten Dorfe, dem er letzthin sein Gut abgepfändet, sollte er furchtbar mitgespielt haben.

Er nahm sich vor, die Sache persönlich zu untersuchen.

Es war am frühen Morgen, da Graf Hans, als

Bettler verkleidet, der Wohnung des Wucherers zugeht.

Der Graf trat ins Haus; da kam der alte Seefeld selbst in den Weg.

Es war ein kleiner, untersehter Mann mit dickem Leibe, der ihm bald bis auf die Knie herabhing.

Auf der schwarzen Weste, die mit dicken, silbernen Knöpfen besetzt war, trug er eine schwere goldene Uhrkette mit großer Verlocke.

„Ha!“ kreischte er, als er des Bettlers ansichtig wurde. „Was ist das für 'ne Frechheit, hier reinzukommen, ohne zu fragen?“

„Ach, verzeiht, gnädigster Herr!“ ahnte Graf Hans die Stimme eines Greises nach; „ich bin ein armer, alter Mann und habe nichts zu essen! Gewiß habt Ihr etwas übrig aus Eurer Küche, laßt mich doch ein wenig Suppe bei Euch essen!“

„Unverschämter!“ schrie der Wucherer. „Ein Löffel Suppe will Er essen? Will Er machen, daß Er hinauskommt?“

Aber der Bettler ließ sich nicht beirren.

„Lieber, guter, gnädiger Herr! Seit drei Tagen habe ich nichts gegessen! Ach, nur ein Stückchen Brot!“

Da klatschte der Wucherer in die Hände.

„Wolf!“ rief er. „Wolf, komm her!“

Aus dem Hausflur sprang ein großer Hund heraus.

„Faß ihn, Wolf! Schaff ihn fort!“

Graf Hans zuckte es in den Gliedern, da stürzte sich das Tier auf ihn.

Er aber schlug ihm mit dem Stiefelabsatz kräftig auf die Nase, daß er sich winselnd zurückzog; und der Bettler verließ eiligst die ungasstliche Stätte.

„Von dem Wucherer hätte ich mich überzeugt!“ murmelte er. „Nun zum Bauer Dört!“

Er erfuhr sehr bald, wo derselbe wohnte; und zwar hatte ein mitleidiger Bauer, der jedoch selbst sehr wenig zum Weissen hatte, ihn in seinem Hause aufgenommen.

Es war eine armselige Dachkammer, an die der Graf anklopfte.

Schwach ertönte ein: „Herein!“

Ein ärmliches Stübchen war es, in das der alte Bettler jetzt trat, aber es war sauber und reinlich; an der einen Wand stand ein Bett.

In demselben lag ein abgemagertes und abgehärmtes Weib, neben ihm eine Wiege mit einem neugeborenen Kind.

„Was wollt Ihr, Alter?“ fragte sie mit matter, aber freundlicher Stimme.

„Ach, mein Gott!“ sagte der Alte. „Ihr seid ja krank! Ich wollte Euch um ein Stückchen Brot bitten und fragen, ob ich mich ein bißchen wärmen

dürfte, mich friert gar so sehr! Ich habe seit ein paar Tagen nichts gegessen!“

„Armer, alter Mann, wenn ich nur etwas Warmes für Euch zu essen hätte! Aber seht her, das ist das letzte Stück Brot.“ Sie wies auf ein Viertel Brot, das auf dem Tische lag.

„Schneidet Euch ein Stück davon ab, doch laßt so viel, daß die Kinder auch etwas haben, wenn sie nach Hause kommen; sie sind im Walde Reiser sammeln. Und dann setzt Euch an den Ofen und wärmt Euch! Viel Feuer wird nicht drin sein, doch schließlich langt es, um die Hände daran zu wärmen!“

„Wie gut Ihr seid, liebe Frau!“ sagte der Graf, dessen Herz die Rührung übermannen.

„Gut?“ sagte die Frau. „Ich seh' es Euch ja an, wie nötig Ihr es habt! Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich Euch eine warme Suppe bereiten könnte! Doch glaubt mir, seit uns das Unglück so hart getroffen hat, ist nicht ein Stäubchen Mehl im Sacke und nicht ein bißchen Schmalz in der Pfanne!“

„Habt Ihr denn keinen Mann?“ erkundigte sich Graf Hans.

„Doch, Alter; aber den hat der Wucherer Seefeld ins Gefängnis gebracht, weil er nicht alles zahlen konnte. Das Gut hat er schon abgepfändet und dabei waren wir ihm nur dreihundert Taler schuldig, doch dreizehnhundert hat auf dem Zettel, den mein Mann unterschrieben, gestanden!“

„Was sagt Ihr da?“ frug der Graf und vergaß fast, daß er die Rolle eines alten Mannes zu spielen hatte.

„Ihr könnt' mir's glauben,“ fuhr die Frau fort, „daß ich die Wahrheit spreche. Dreihundert hat mein Mann von ihm geborgt, das heißt, er hat's ihm aufgedrängt, und als dann der Tag zum Bezahlen kam, stand dreizehnhundert auf dem Schuldschein!“

„Also Ihr meint,“ fragte Hans, „daß der Seefeld die Eins noch vor die Drei geschrieben hat, so daß es dreizehnhundert machte!“

„Anders kanns ja nicht sein!“ schluchzte die Frau, „und das hat auch mein Mann auf dem Gericht gesagt; daraufhin hat der Schurke meinen Mann einsperren lassen wegen Beleidigung!“

„Habt Ihr denn keinen Zeugen?“

„Nein, keinen, während der Wucherer seinen Sohn als Zeugen hatte, der gegen uns geschworen hat!“

Dem Grafen stand das Herz still vor so viel Schlechtigkeit, und ein grimmiger Zorn packte ihn.

„Wir wissen nicht, von was wir morgen leben sollen!“ fuhr die Frau fort. „Meine armen fünf Kinder — —. Komm nur 'rein, Piesel!“ sagte sie

jezt zu dem größeren Mädchen, das jetzt in der Türe stand, „schneide dem alten Mann ein Stück Brot ab und reiche es ihm!“

Das dreizehnjährige Mädchen tat, wie die Mutter befaß.

Der Alte dagegen sagte: „Laß es gut sein, mein Kind! Ihr habt ja sonst morgen selbst nichts zu essen!“

„Nein, nein, immer eßt, Alter! Ihr habt Hunger und ich könnte mein Leben lang nicht wieder froh werden, wenn ich Euch hungrig von dannen gehen lassen müßte.“

Der Graf verzehrte das Brot und sagte sich dabei, daß es kostbarer sei als das teuerste Diner am Hofe eines Königs, war es ja das letzte Stück Brot, welches eine arme Frau mit ihm teilte. Nachdem er gegessen, stand er auf und trat an das Bett der Frau.

„Habt Dank, edle Frau!“ sagte er, und seine Stimme zitterte. „Der liebe Gott wird Euch noch heute lohnen, was Ihr an mir getan habt!“

Damit ging er.

„So ist's im menschlichen Leben!“ reflektierte er, während er heimwärts schritt. „Die Armen teilen mit den Armen ihr Letztes, und der Reichen Herz ist so verhärtet, daß fremdes Elend es nicht zu rühren vermag.“

Er kam in das Schloß zurück.

Hier erzählte er seinen Getreuen, was er erlebt.

„Klärchen,“ sagte er zu seiner Gattin, „packe gleich einen Korb mit Lebensmitteln ein, einen ganzen Schinken, eine Speckseite und was die Vorratskammer birgt! Trage du und deine Jose es zusammen zu Frau Dörte. Dir winkt heute eine glückselige Stunde, wenn du die fröhlichen Gesichter der Familie Dört sehen wirst! Philipp, mein Diener, begleitet Euch und trägt Euch den Korb, ich aber muß mich umkleiden, denn ich will sofort die Freilassung eines Gefangenen bewirken.“

Klärchen suchte mit ihrer Dienerin die Speisekammer auf und dort packten sie zwei große Körbe voll. Ein großer Schinken, eine Speckseite, ein ganzer gebratener Rehriiden, Brot, Kuchen, Mehl, Salz, Eier — alles wanderte in die Körbe, und als diese bis zum Rande gefüllt waren, schickten sich die Drei an, das Schloß zu verlassen.

Sie schritten durch den Wald. Es hatte leise zu schneien begonnen. Sachte rieselten die Schneeflocken hernieder und bedeckten bald die Aeste der Tannen und Fichten.

Es wurde schon finster, als sie dem Dorfe nahe kamen. Jetzt hatten sie das Haus erreicht, in welchem heute schon einmal der Graf gewesen war.

Als sie oben auf der Treppe waren, hörten sie

jämmerliches Weinen. „Mutter, mich hungert so sehr!“ riefen ein paar Kinderstimmchen.

„Habt Ihr denn das Brot schon aufgezehrt?“ fragte die besorgte Mutter.

„Ja, es ist alle, und ich habe nichts davon bekommen, die andern haben alles gegessen!“

„Die armen Kerlchen!“ sagte Klärchen. „Sie müssen hungern, weil der alte Bettler ihnen das Brot weggegessen hat! Nun, diesem Hunger soll ein schnelles Ende gemacht werden!“

Sie traten ein, nachdem sie angeklöpft.

„Guten Abend, liebe Frau! Guten Abend, liebe Kinder!“ sagte Klärchen mit ihrer glodenreinen Stimme. „Erlaubt, daß wir Euch ein paar kleine Geschenke aufbauen?“

Philipp hatte schnell Kerzen in ein paar Flaschenhälse gesteckt und dieselben angezündet.

Dann packten die Schloßherrin und die Jose ihre Schätze aus; jedes Kind erhielt sofort ein großes Stück Kuchen in die Hand, während sie die andern Eßwaren auf dem großen Tisch ausbreiteten.

Die Kinder wagten kaum zu essen. Mit großen, glänzenden Augen und mit vor Erregung geröteten Wädden starrten sie auf die beiden Frauen.

Hauptsächlich Klärchen erschien ihnen mit ihrem blonden Haar wie ein Engel.

Sie glaubten sicherlich, daß sie unter dem großen, blauen Tuche, was sie um die Schultern geschlungen, ein paar güldene Flügel haben müsse.

Frau Dört aber hatte sich in ihrem Bett aufgesetzt. Sie hielt das neugeborene Kind im Arm und ihrem Antlitz sah man an, daß sie glaubte, es sei ein schöner Traum, den sie da sehe und der in ein Nichts zerrinnen müsse, wenn sie erwache.

Da trat Klärchen auf sie zu. „Ihr habt heute mit einem Bettler Guer letztes Stück Brot geteilt, gute Frau; er sendet uns mit all diesen Sachen, und dieses Beutelchen mit Geld, meinte er, könntet Ihr gut gebrauchen, um Euren Mann aber solltet Ihr Euch nicht sorgen, er würde bald aus dem Gefängnis zurückkehren!“

„Großer Gott!“ stammelte Frau Dört und schaute in das engelsgleiche Gesicht Klärchens. „Wer seid Ihr und wer war der Bettler, der hier war? Ach, es kommt mir ja vor, als erlebe ich ein schönes Märchen! Seid Ihr ein Engel, der vom Himmel herniedergestiegen ist zu uns?“

Lächelnd schüttelte Klärchen ihr blondes Haupt und streichelte die eingefallenen Wangen der Frau Dört. „Nein, das bin ich nicht!“

„O Gott, wie soll ich Euch nur für alles das danken!“

Mit Tränen in den Augen blickte Klärchen auf das neugeborene Kind im Stedtkissen herab.

Dann nahm sie es in die Arme und küßte das kleine Wesen auf die Stirn und sagte, während sie es der Frau zurückgab: „Betet manchmal für uns! Das ist der einzige Dank, den ich von Euch erbitte!“

Dann reichte sie schnell jedem der Kinder die Hand und bald waren die Drei verschwunden, so schnell wie sie gekommen waren.

Die Frau aber strich sich wieder und wieder über die Stirn. Sie rieb sich die Augen und meinte doch, die schönen Sachen dort auf dem Tisch müßten verschwinden; aber als alles blieb, da weinte sie vor Freude.

Als sie dann das Beutelchen öffnete, blickten ihr goldene Dukaten daraus entgegen.

„Nun fehlt nur noch eins,“ sagte sie, „daß der Vater zu uns eintrete. Doch das wäre zuviel des Glückes, das ist nicht möglich!“

Da — auf einmal stieß sie einen Schrei aus und starrte mit weitgeöffneten Augen zur Tür.

Die Kinder aber stürmten nach derselben und riefen: „Vater, lieber, lieber Vater!“

Die kleinsten umklammerten seine Beine, die größeren seinen Hals, daß er kaum ausbrechen konnte.

Dann aber eilte er auf seine Frau zu, die er innig an sein Herz drückte.

„Mann, um alles in der Welt!“ stammelte sie, „wie kommst du hierher: Ach Gott, es kann ja nicht sein, daß das alles wahr ist! Es ist ein schöner Traum!“

„Nein, mein Weib, es ist kein Traum! Ich bin frei!“

„Aber durch wen bist du denn freigekommen?“

„Ich weiß es nicht. Man öffnete mir plötzlich die Kerkertür und sagte mir, durch einen Allerhöchsten Erlaß sei ich frei!“



Ein gutes Hausmittel. Wir machen unsere geehrten Leser auf das Inerat des Apothekers **Josef Schneider** in **Keschitsa** (Süd-Ungarn) aufmerksam und empfehlen den Bezug der annoncierten Präparate von der genannten Firma, indem sich diese Artikel, welche in den Handel gebracht werden, in der Tat nicht nur in Deutschland, sondern auch auf dem ganzen Kontinent und selbst in England und Amerika des besten Rufes erfreuen und es gibt heute kein Landwirt in Deutschland, der „Schneiders Kräuter-Franzbranntwein“ und „Amerikanischen Haargeist“ nicht kennt.

Die Kultur des Körpers galt schon im Altertum für das größte Sozialproblem und heute, wo wir wissen, daß in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele wohnt, sind alle Kräfte der Wissenschaften vor allem darauf gerichtet, die Menschheit zu körperlicher Gesundheit zu erziehen. Alle Theorien aber, die die Kultur des Körpers zu einer allgemeinverständlichen Lehre erhebt, finden Anfang und Ende in dem Gebot: Sei peinlich sauber! Wasche und bade dich täglich, warm oder kalt, so wie es deinem Behagen dienlich ist, aber wasche dich stets

„Da sah er die Lebensmittel, die auf dem Tische lagen, und den Beutel mit Gold in den Händen der Gattin.

Sein Staunen kannte kein Ende. Aber auf einmal blickte es in dem Hirn des Mannes auf. Er beugte sich zu seiner Frau nieder und sagte:

„Jetzt weiß ich, wer unser Retter, unser Wohltäter ist! Der alte Bettler war niemand anders als Hans von Hirschhorn, unser allergnädigster Burggraf!“

Der Frau erstarb der Schrei im Munde, der sich über ihre Lippen drängen wollte.

„Herrgott, Mann,“ sagte sie dann, „du hast recht, das kann niemand anders gewesen sein als er.“

„Der edle Mann!“

Segenswünsche stammelten ihre Lippen für ihn.

Als der Graf in seinem Schlosse angekommen war, begab er sich in sein Arbeitsgemach und fertigte ein Schreiben, das folgendermaßen lautete:

„Ich, Graf Hans von Hirschhorn, befehle der Gefängnisdirektion, daß der Bauer Dört, der durch den Handelsmann Seefeld ins Gefängnis gekommen ist, sofort freigelassen wird; zugleich ordne ich die Verhaftung des Erstgenannten an.“

Dann setzte er seinen Namen darunter und versiegelte das Schreiben.

Der Wucherer Seefeld wurde sofort in den Kerker geworfen. Einige Tage darauf fielen die Würfel... Der Urteilspruch lautete nach den Gesetzen jener Zeit zum Tode, der später auch an dem Verbrecher vollzogen wurde.

Noch heute erzählt sich die Odenwaldbevölkerung Geschichten des Burggrafen Hans und seiner Gemahlin Klärchen von Heinrich Hirschhorn.

mit einer milden, neutralen Seife, die womöglich wie die medizinische Streckenferd-Seife (die beste Milchemulsion) durch ihren Zusatz von Borax heilend auf alle Hautunreinigkeiten wirkt. Schuppen, Schweiß, Fett u. Schmutz müssen sich durch Seife und Wasser lösen, damit die Poren offen sind, die Haut atmen kann und bald wird eine sammetweiche rosige Haut, ein Gefühl der Kräftigung, der wachsenden Energie dir verraten, wieviel Gesundheit man dem täglichen Bad verdankt!

Ein praktischer Ratgeber für Jedermann, welcher Geschenke machen will, oder selbst Bedarf in „Solinger Stahlwaren“, Gold- und Silberwaren, Waffen, Haushaltungsgeräten, Lederwaren, Musikinstrumenten etc. hat, ist der neueste, bedeutend vergrößerte Hauptkatalog der Firma Emil Janien, Wald Nr. 676 bei Solingen. Die Firma sendet denselben umsonst und portofrei an Jedermann und ist man über die vorteilhaften Angebote und die Auswahl der Waren überrascht. Viele lobende Anerkennungen geben einen Beweis des guten Rufes, den sich die Firma seit über 16 Jahren erfreut.